Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 43 Leipzig, den 25. Oktober 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Gottesgerechtigkeit — Maßregeln gegen Umsturzbestrebungen: 1 — Der Kanzler Leist — Der Briefwechsel des Fürsten Wolfgang von Anhalt: 1 — Die Bilderstürmer. Von einem Veteranen — Goethes Urteile über den Katholizismus in seiner Italienischen Reise — Bücher und Schriften: August Kaysers Theologie des Alten Testaments; Bemerkungen über Wissen und Glauben; Zur Jubelfeier der Universität Halle; Noch ein Gustav-Adolf-Festspiel — Quittung — Anzeigen

Die Gottesgerechtigkeit

Aus des Gesetzes Werken wird kein Fleisch vor Gott gerechtfertigt werden; denn durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde. Nunmehr aber ist ganz abgesehen vom Gesetz die Gottesgerechtigkeit offenbar geworden, aber bezeugt durch das Gesetz und die Propheten, als eine Gerechtigkeit von Gott durch den Glauben an Jesus Christus, und zwar für alle, die da glauben. Denn hier ist kein Unterschied, sondern alle sind Sünder und ermangeln des Ruhmes vor Gott und werden umsonst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist. Röm. 3, 20 ff.

Es ist ein hartes und beschämendes Urteil, das hier der Apostel fällt: vor Gott kann kein Mensch — wenn wir von dem absehen, was uns durch die Erlösung, die uns Christus gebracht hat, zu teil wird —, auch nicht der edelste und beste, als gerecht angesehen werden. Alle Menschen gestatten der Sünde Einfluß auf ihr Leben. Ihre Bestimmung aber ist, daß die Macht der Wahrheit und des Guten uneingeschränkt in ihnen herrsche. Vom Naturleben sollen sie sich zum Geistleben erheben, aus den Schranken des Endlichen sollen sie frei werden in Gott. Sünde ist: die Richtung verlassen, die zu Gott führt. Suchst du Gott? Das ist die alles entscheidende Frage des Lebens. Wir können auch sagen: wirst du in den Grundzügen deines Wollens von der Macht der Wahrheit und des sittlich Guten bewegt? Oder suchst du dich selbst? suchst du deine Ehre, deine Größe, deinen Vorteil in der Welt? Wird dein Streben von der Selbstsucht geleitet? Wo die Seele nicht auf Gott ihre Richtung hat, da ist Sünde. Hier findest du auch am meisten die Spuren ihrer Verwüstung. Du findest sie nicht nur bei den Elenden, die so tief gesunken sind, daß die Menschenwürde bei ihnen unkenntlich geworden ist; du findest sie auch bei solchen, die in der Welt hoch stehen, deren Gesinnungsweise aber durch und durch selbstsüchtig und unsittlich ist. Es giebt auch „ehrliche" Diebe, solche Menschen, die ihren Reichtum durch Ausbeutung und Bedrückung der Schwachen und Geringen erwarben, die — im Ueberflusse lebend — keine Verpflichtung dem notleidenden Bruder gegenüber anerkannten. Es giebt auch „ehrliche" Wüstlinge, die so manche ehrliche Blume der Unschuld knickten und verderbten, deren Name trotzdem in der Oeffentlichkeit ohne Anstoß genannt wird. Kein weltliches Gericht konnte sie vor sich ziehen, und doch ist ihr Leben eine große Anklage der Sünde. Sieh das Menschenleben an, wie es sich auf der Grundlage der Natur gestaltet, und du findest keinen Gerechten.

Aber ist denn das auch möglich? Ist es nicht ein Widerspruch, von einem sündigen Menschen zu erwarten, daß er sittlich vollkommen werden sollte? Gewiß, ein Widerspruch ist das; aber die innere Stimme sagt uns, daß er trotzdem bei uns gelöst werden muß. Hier setzt die christliche Wahrheit ein, die freilich vor der Welt verborgen, aber in Christus offenbar geworden ist. Gott hat den Menschenkindern den Weg eröffnet, auf dem Sünder gerecht werden können. „Abgesehen vom Gesetz ist die Gottesgerechtigkeit offenbar geworden als eine Gerechtigkeit von Gott durch den Glauben an Christus Jesus." Das ist die Gerechtigkeit, mit der die Gnade und Barmherzigkeit Gottes in das menschliche Herz eingeht. Gottes Wesen ist die segnende, vergebende, mitteilende und sich selbst austeilende Liebe. Indem Gott diese Liebe in das Menschenherz ausgießt, gründet er seine Gerechtigkeit in ihm. Das wahrhaft sittliche Leben kann bei dem sündigen Menschen auf dieser Erde nur da gedeihen, wo die Liebe Gottes sein Herz bewegt, jene Liebe Gottes, die sich in der Menschenliebe darstellt und bethätigt. Das Handeln aus dem Beweggrunde der Liebe und das Streben, in allem, was wir thun, dem Nächsten zu dienen und so das eigne Leben segensvoll für andre zu gestalten, das macht den Menschen gerecht. Auf diesem Wege verliert die Selbstsucht ihre Bedeutung, und es gestaltet sich ein neues Leben, ein aus Gott stammendes und zu Gott führendes Leben, das die Gerechtigkeit Gottes in sich trägt.

„Durch den Glauben an Christum Jesum." Aus dem Glauben geht die Gerechtigkeit hervor; denn er ist das Gefäß, das die himmlische Liebe aufnimmt und bewahrt und zum Zentrum des gesamten menschlichen Lebens macht. Von welcher Wichtigkeit ist daher die Frage: glaubst du? stehst du im Glauben?! Ohne Glauben bist du nur ein irdischer Mensch ohne Liebe, ohne Gerechtigkeit, ohne ewiges Leben. Wie verkehrt urteilen solche, die sagen: auf den Glauben komme nichts an, das Wichtigste sei die Rechtschaffenheit des Lebens! Vielmehr auf den Glauben kommt alles an, deshalb weil ohne ihn ein wahrhaft rechtschaffnes Leben nicht möglich ist, weil aus ihm die Rechtschaffenheit des Lebens hervorwächst. Freilich mußt du wissen, daß das noch kein Glaube ist, wenn man Lehren und Erkenntnisse auf fremde Autorität annimmt oder, wie man sagt, die Vernunft darunter gefangen nimmt. Glaube ist die entscheidende sittliche That, da man der in Christo offenbar gewordnen ewigen Gottesliebe das Herz erschließt und nun mit vollem Vertrauen sie in seinen Willen aufnimmt, um das ganze Leben hinfort zur Ehre Gottes und zum Segen der Mitmenschen zu gestalten. Wie man glaubt, so lebt man; wie man lebt, so stirbt man; wie man stirbt, so geht man in die Ewigkeit. Herr, stärke uns den Glauben, und mit dem Glauben die Liebe, und mit der Liebe die Gerechtigkeit, in der wir vor Dir bestehen können!

Tn

Maßregeln gegen Umsturzbestrebungen

Die Königsberger Kaiserrede hat die Erörterung über die Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit von Abwehrmaßregeln gegen anarchistische und sozialdemokratische Umsturzbestrebungen

in ein neues Stadium und in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Die von einem bekannten offiziösen Blatte vertretene, und deshalb dem Reichskanzler Grafen v. Caprivi zugeschriebne Auffassung von dem „Mut der Kaltblütigkeit" scheint überwunden durch die von dem Grafen Eulenburg und dem Preußischen Staatsministerium empfohlene Politik, die irgend welche, freilich im einzelnen noch nicht bekannte, aber jedenfalls auf Erweiterung der staatlichen Machtbefugnisse gegenüber jenen Umsturzbestrebungen hinauslaufende gesetzgeberische Maßnahmen fordert. Ob der Feldzug im Reiche oder ausschließlich in Preußen unternommen werden soll, scheint noch nicht festzustehen, daß aber der bevorstehende Winter lebhafte parlamentarische Kämpfe über diese Fragen bringen wird, darf als ziemlich sicher angesehen werden.

Nun liegt die Beschäftigung mit der Politik im ganzen außerhalb des Rahmens eines kirchlichen Blattes, aber im vorliegenden Falle giebt es doch außer dem allgemeinen Erfordernisse, unsre Leser über wichtige und insbesondre das sittlich-religiöse Gebiet berührende Fragen des politischen Lebens auf dem Laufenden zu erhalten, noch einen besondern Gesichtspunkt, der es rechtfertigt, dem bezeichneten Gegenstande unser Interesse zuzuwenden. Ist doch gerade aus kirchlichen Kreisen heraus eine Bewegung erwachsen, die es sich zur Aufgabe macht, mit religiös-sittlichem Maßstabe abzumessen, wie in dem großen sozialen Kampfe der Gegenwart Recht und Unrecht sich auf die streitenden Parteien verteilen, und von diesem Gesichtspunkte aus eine Stellung zu nehmen, die, frei von der Beeinflussung durch eignes oder Klasseninteresse und deshalb unabhängig von den überlieferten Anschauungen und Schlagworten, es gestattet, den berechtigten Forderungen der sozialen Bewegung in vollem Umfange Anerkennung zu gewähren, dagegen aber ihren Auswüchsen mit um so größerm sittlichen Ernste entgegenzutreten.*)

Der Zweck, unsern Lesern die Bildung eines eignen Urteils zu ermöglichen, erfordert zunächst eine knappe Zusammenstellung der wesentlichsten Thatsachen. Wir wollen diese hier geben und behalten uns vor, in einem zweiten Aufsatze unsre Stellung zu den einzelnen Vorschlägen zu begründen.

1**)

Der Gedanke, daß zur Bekämpfung von Bestrebungen, die sich direkt gegen das Bestehen des Staates selbst richten, und zumal wenn sie nicht von einzelnen Personen ausgehen, sondern in einer großen Partei Rückhalt und Unterstützung finden, die bestehenden Gesetze nicht ausreichten, ist schon früh vertreten und von seiten der Regierung zum Ausgangspunkte gesetzgeberischer Vorschläge gemacht worden, die aber in der Volksvertretung keine Annahme fanden. So hatte der § 110 des Strafgesetzbuches, der in seiner heutigen Fassung jemanden bestraft, der „öffentlich vor einer Menschenmenge oder durch Verbreitung oder öffentlichen Anschlag oder öffentliche Ausstellung von Schriften oder andern Darstellungen zum Ungehorsam gegen Gesetze oder rechtsgiltige Verordnungen oder gegen die von der Obrigkeit innerhalb ihrer Zuständigkeit getroffnen Anordnungen auffordert", in der ursprünglichen Regierungsvorlage von 1869 den Zusatz gehabt: „oder wer in gleicher Weise eine strafbare Handlung durch Rechtfertigung derselben anpreist". Den hier abgelehnten Gedanken, nicht nur die Aufforderung zum Ungehorsam gegen bestimmte staatliche Akte, sondern gewissermaßen das Predigen der Auflehnung gegen die staatliche Autorität in abstracto unter Strafe zu stellen, verfolgte der im Jahre 1874 dem Reichstage vorgelegte Entwurf zum Preßgesetze, insofern auf dem besondern Gebiete der Presse, als er denjenigen mit Strafe bedrohte, der „mittelst der Presse den Ungehorsam gegen das Gesetz oder die Verletzung von Gesetzen als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstellt". Aber auch jetzt fand diese Auffassung in den Kreisen der Volksvertreter kaum einzelne Anhänger, und nicht besser erging es der Regierung, als sie 1875 in einer Novelle zum Strafgesetzbuche verschiedne Aenderungen vorschlug, von denen die wichtigsten, die auch jetzt wieder empfohlen werden, hier wiedergegeben werden sollen.

1. In den §§ 85, 110, 111 des Strafgesetzbuches, die den mit Strafe bedrohen, der zur Ausführung staatsgefährlicher Handlungen auffordert, sollte hinter dem Worte: „auffordert" hinzugefügt werden: „oder anreizt, insbesondere wer in der angegebnen Weise" — d. h. öffentlich — „eine solche Handlung als verdienstlich oder erlaubt darstellt."

2. In § 130 sollte

a) das jetzt für die Bestrafung der Aufreizung verschiedner Bevölkerungsklassen aufgestellte Erfordernis, daß sie „zu Gewaltthätigkeiten" erfolgen müsse, beseitigt und

b) die Bestrafung ausgedehnt werden auf den, der „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Institute der Ehe, der Familie oder des Eigentums öffentlich durch Rede oder Schrift angreift".

3. In § 131 sollten

a) die Worte: „wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind," als Vorbedingung für die Strafbarkeit der Behauptung oder Verbreitung von Thatsachen, die Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich machen sollen, gestrichen und

b) die Schmähung oder Verhöhnung der Behauptung von Thatsachen gleichgestellt werden.

In der Begründung war hierzu unter andern bemerkt: Der Beweis, daß zu Gewaltthätigkeiten angereizt sei, könne meist nicht geführt werden; es müsse genügen, wenn überhaupt verschiedene Klassen der Bevölkerung gegen einander aufgereizt würden. Der Ausdruck: „die Institute der Ehe, der Familie, des Eigentums" solle bedeuten, daß die Angriffe nicht gegen die verschiednen historisch entwickelten Gestaltungen dieser Einrichtungen, sondern gegen diese selbst gerichtet sein müßten. Es müßten endlich die Angriffe auf Staatseinrichtungen und obrigkeitliche Anordnungen nicht, wie jetzt, bloß dann bestraft werden, wenn sie sich auf bewußt unwahre Thatsachen stützten, sondern wenn sie lediglich Schmähungen oder Verhöhnungen enthielten.

Die meisten dieser Vorschläge wurden einstimmig, die übrigen gegen ganz geringfügige Minderheiten abgelehnt. —

Eine völlige Verschiebung dieser Sachlage vollzog sich durch die beiden Attentate vom 11. Mai und 2. Juni 1878. Allerdings wurde der erste Gesetzentwurf vom 20. Mai 1878 am 24. Mai mit 251 gegen 57 Stimmen abgelehnt; als aber die am 11. Juni erfolgte Auflösung des Reichstages eine erheblich veränderte Zusammensetzung herbeigeführt hatte, gelang es in der lediglich für diesen Zweck berufenen Tagung vom 9. September bis 19. Oktober das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 zustande zu bringen. Immerhin ist es eine unrichtige Auffassung, als wären die beiden von der Regierung vorgelegten Entwürfe im wesentlichen gleich gewesen und die veränderte Stellung des Reichstages lediglich durch die Wahlen herbeigeführt worden. Der erste Entwurf beschränkte sich auf ganz wenige „in der Eile zusammengeraffte" Bestimmungen, deren wesentlicher Inhalt in dem Wortlaute des § 1:

„Druckschriften und Vereine, die die Ziele der Sozialdemokratie verfolgen, können von dem Bundesrate verboten werden"

*) Der Herr Verfasser ist von dem Kreise evangelisch-sozialer Gesinnungsgenossen, dem unser Blatt an seinem Teile mit zu dienen sich bestrebt, gebeten worden, seine Ansicht zur Sache in der Christlichen Welt niederzulegen. Unsre Stellung zu den jetzigen Bestrebungen, das Vereins- und Versammlungsrecht aufzubessern, wird in seinem zweiten Artikel zur Aussprache kommen. Der obige Artikel wird zwei Gruppen von Lesern unbefriedigt lassen, die nämlich, die das geschichtliche und gesetzgeberische Material kennen, und die andern, die da glauben zur Frage Stellung nehmen zu können, ohne es zu kennen. Da wir schon aus Höflichkeit annehmen, daß diese zweite Gruppe in unserm Leserkreise nur eine ganz verschwindende ist, rechnen wir auf weitgehende Empfänglichkeit für die Darbietungen des sonst den Absichten unsers Blattes fernliegenden obigen Artikels. Es handelt sich kurzweg um die sachliche Grundlegung unsrer evangelisch-sozialen Position in dieser Angelegenheit. D H

**) Das gesamte in der folgenden Darstellung erwähnte Material ist meinem Buche: „Die Sozialdemokratie und deren Bekämpfung" (Berlin, Heymann, 1890) entnommen. Dieses bezweckte neben einer umfassenden Sammlung des Stoffes durch eine eingehende Prüfung der sozialdemokratischen Bewegung auf ihren Kern und ihre letzten treibenden Kräfte die Unterlage für die Stellung der Staatsgewalt zu ihr zu gewinnen. Ich halte meinen damaligen Standpunkt, abgesehen von Nebenfragen, auch noch heute durchaus aufrecht.

erschöpft war. Also die einzige Voraussetzung für das Verbot bestand in dem Verfolgen sozialdemokratischer Ziele. Allerdings erkannte die Regierung an, daß die Sozialdemokratie neben unberechtigten Zielen auch solche besitze, die sie mit andern Parteien, ja mit der Regierung gemeinsam habe, nämlich die Förderung des Wohles der arbeitenden Klassen, und erklärte deshalb ihre Zustimmung zu einem Antrage Gneist-Beseler, an Stelle der Fassung: „die die Ziele der Sozialdemokratie verfolgen" zu setzen: „die den auf den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen der Sozialdemokratie dienen". Es war deshalb eine Verbesserung, wenn der neue Entwurf das Verbot von „Vereinen, die sozialdemokratischen, sozialistischen oder kommunistischen Bestrebungen dienen", nur insoweit aussprach, als diese Bestrebungen „auf Untergrabung der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtet" sind. Der Reichstag ersetzte das Wort „Untergrabung" durch „Umsturz", um das Moment der Gewaltsamkeit zum Ausdruck zu bringen. Uebrigens beschränkte sich der zweite Entwurf im Gegensatz zu dem ersten nicht auf Vereine, Versammlungen und Presse, sondern gestattete der Polizeibehörde, nicht allein den in der sozialdemokratischen Bewegung agitatorisch hervortretenden Personen einzelne gewerbliche Betriebe (Buchdruckerei, Buchhandlung, Gast- und Schankwirtschaft) zu untersagen, sondern vor allem gegen sie gewisse Befugnisse zur Anwendung zu bringen, die man sich bald gewöhnte, unter dem Ausdrucke „kleiner Belagerungszustand" zusammenzufassen. Die Hauptbefugnis bestand in der Untersagung des Aufenthaltes an bestimmten Orten. Der Reichstag gab auch diesen Vorschlägen im wesentlichen seine Zustimmung, indem er lediglich die Verhängung den Landespolizeibehörden übertrug und eine aus neun vom Bundesrate gewählten Mitgliedern bestehende Beschwerdekommission schuf.

Die wichtigste vom Reichstage vorgenommene Aenderung bestand in der Begrenzung des Gesetzes auf die Zeit bis zum 31. März 1881. Eine solche Beschränkung hatte die Vorlage nicht enthalten, doch stützte man sich dabei auf das Vorbild des ersten Entwurfes, der die geforderten Machtbefugnisse nur auf drei Jahre verlangt hatte. Später ist die Geltung des Gesetzes zunächst bis zum 30. September 1884 und dann dreimal je um zwei Jahre verlängert, bis es am 30. September 1890 erlosch.

Die Verhandlungen über diese spätern Verlängerungen sind insofern von Interesse, als bei ihnen stets von neuem die Forderung erhoben wurde, anstatt eines gegen die Sozialdemokratie allein gerichteten „Ausnahmegesetzes" die Bekämpfung der bezüglichen Bestrebungen „auf dem Boden des gemeinen Rechts" vorzunehmen. Ein Versuch dieser Art war schon bei der ersten Beratung von dem Abgeordneten Hänel unternommen worden. Aber man hatte ihm mit Recht entgegen gehalten, daß es dem Zwecke des Gesetzes nicht entspreche, einzelne Handlungen unter Strafe zu stellen, da gerade die ausgedehnte, planmäßige und fortgesetzte Agitation gegen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung das gefährliche Moment darstelle, und daß man deshalb nicht repressive Strafmittel, sondern präventive Maßregeln nötig habe, um öffentliche Aeußerungen verhetzender Art zu verhindern. Wolle man dies durch Aenderung des Preß-, Vereins- und Versammlungsrechts erzielen, so müsse man dehnbare Bestimmungen in Kauf nehmen, die einen Mißbrauch und insbesondre die Anwendung auf andre als die sozialdemokratischen Bestrebungen ermöglichten.

Während die übrigen Parteien meist geschlossen für oder gegen das Gesetz stimmten, nahm das Zentrum insofern eine besondre Haltung ein, als nicht allein regelmäßig eine Anzahl von Mitgliedern für die Verlängerung eintraten und andre durch Abwesenheit dem Gesetze zur Annahme verhalfen, sondern die Abgeordneten Reichensperger und Windthorst sich mit positiven Vorschlägen an seiner Verbesserung beteiligten. Von den sogenannten „Windthorstschen Anträgen," die regelmäßig wieder eingebracht wurden, ist neben einigen kleinen Erleichterungen insbesondre zu erwähnen die Umgestaltung der Beschwerdekommission, d. h. die Uebertragung ihrer Befugnisse auf das Reichsgericht, und die Begrenzung des kleinen Belagerungszustandes auf Berlin und dessen nächste Umgebung.

Bereitwillig hat man allerseits anerkannt, daß das Gesetz insofern loyal gehandhabt wurde, als man es nicht auf andre Parteien, als die sozialdemokratische, angewandt habe. Aber der Vorwurf machte sich immer lebhafter geltend, daß die im Gesetze betonte Unterscheidung der sozialdemokratischen Bestrebungen in solche, die auf Umsturz gerichtet, und solche, die dies nicht seien, in der Praxis keine Bedeutung erlangt, sondern daß die Behörden rücksichtslos alles unterdrückt hätten, was zu der Sozialdemokratie in irgend einem Zusammenhange gestanden habe; war doch selbst die zur Widerlegung der Sozialdemokratie geschriebne Schäfflesche Broschüre: „Die Quintessenz des Sozialismus" zeitweilig unterdrückt.

Während die Regierung sich bis dahin darauf beschränkt hatte, die Verlängerung des unveränderten Gesetzes zu verlangen, beantragte sie im Jahre 1888 eine Reihe erheblicher Verschärfungen, deren wichtigste in der sogenannten Expatriirung, d. h. in der Bestimmung bestand, daß gegen die in der sozialdemokratischen Bewegung hervorgetretnen Personen auf Entziehung der Staatsangehörigkeit erkannt werden dürfe. Begründet war diese Forderung in den allseitigen Klagen, daß die bisherige Ausweisung der Agitatoren lediglich dahin geführt habe, die Bewegung von den großen Städten auch auf das Land zu verbreiten. Beifall fanden diese Vorschläge nur bei einigen Vertretern der konservativen Partei.

Bevor wir uns nun mit der letzten Phase der Entwicklung beschäftigen, die sich im Lichte der Oeffentlichkeit abspielte, müssen wir einer Thatsache Erwähnung thun, die mit einem gewissen Geheimnis umkleidet geblieben ist, nämlich eines Antrags Preußens beim Bundesrate vom 21. März 1889, der den Zweck verfolgte, das bisherige Ausnahmegesetz durch gemeinrechtliche Bestimmungen zu ersetzen. Die Vorlage, die der Oeffentlichkeit vorenthalten blieb,*) bezeichnete sich als Gesetzentwurf betr. Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und des Preßgesetzes und wiederholte einerseits die oben bereits erwähnten strafrechtlichen Vorschläge, verschärfte aber andrerseits das Preßgesetz insbesondre durch die Vorschrift, daß eine Zeitung, sobald sie wegen gewisser Strafthaten innerhalb eines Jahres zweimal bestraft sei, dauernd verboten werden dürfe; endlich war in dem Entwurfe den Behörden die Befugnis gegeben, einen Verein, in dem Verstöße gegen gewisse Strafbestimmungen vorgekommen seien, zu schließen und Versammlungen, bei denen dies zu besorgen sei, im voraus zu verbieten.

Soweit einzelne dieser Vorschläge in die Tageszeitungen durchsickerten, erregten sie einen Sturm der Entrüstung, und in der That darf man der preußischen Regierung kaum zutrauen, derartige reaktionäre Einschränkungen der allgemeinen staatsbürgerlichen Rechte ernsthaft geplant zu haben; es sprechen vielmehr die erheblichsten Gründe für die Annahme, daß die Vorlage lediglich den taktischen Zweck verfolgte, Stimmung für die beabsichtigte Schaffung eines dauernden Ausnahmegesetzes zu machen, indem man versuchte, durch die That den Beweis zu liefern, daß der so vielfach empfohlene Weg des gemeinen Rechts, falls man wirklich brauchbare Waffen haben wollte, zu einer weitgehenden Verminderung der Freiheitsrechte für alle Staatsbürger führen müsse, und daß man deshalb gezwungen sei, hiervon abzusehen und die geplanten Maßregeln auf die Sozialdemokratie zu beschränken.

Nach diesen Vorbereitungen glaubte der Bundesrat dem Reichstage nunmehr den Vorschlag machen zu dürfen, das bestehende Sozialistengesetz im wesentlichen ohne Zeitbeschränkung beizubehalten. Allerdings hatte man einige Erleichterungen angebracht, so z. B. daß das Verbot einer Zeitung nicht bei der ersten, sondern erst bei der zweiten Bestrafung zulässig sei, daß das Verbot des Gewerbebetriebes künftig nicht mehr stattfinden, und daß das Beschwerdeverfahren mündlich sein solle. Aber den Hauptangriffspunkt, die Ausweisungsbefugnis, hatte man beibehalten, und so bestand denn die einzige nennenswerte Ver-

*) Die einzelnen Vorschläge und der wesentliche Inhalt der Begründung ist in meinem oben erwähnten Buche, S. 367 ff., mitgeteilt.

besserung darin, daß für die Beschwerdeinstanz grundsätzlich das Verwaltungsstreitverfahren anerkannt und dieses in wichtigen Punkten insoweit zugelassen war, als die Gesetze der einzelnen Staaten es gestatteten. Immerhin ließ dieses Zugeständnis den grundlegenden Mangel des Gesetzes nur um so schärfer hervortreten: es war kein Rechtsgesetz, sondern ein Polizeigesetz, es bezeichnete nicht das, was es verbieten wollte, mit einer der richterlichen Auslegung fähigen Bezeichnung, sondern es gab nur unbestimmte Anleitungen, die den zur Handhabung berufnen Behörden völlige Freiheit ließen und alles von deren gutem Willen und Verständnis abhängig machten. Ein solches Gesetz konnte nicht die Unterlage eines Rechtsverfahrens bilden, und deshalb mußte seine Annahme davon abhängig gemacht werden, daß es gelänge, klare und der richterlichen Feststellung zugängliche Thatbestände zu schaffen. Dieser Versuch*) scheiterte, und so würde die Annahme der Vorlage die Verewigung eines der subjektiven Auffassung der Polizeibehörden unbeschränkten Spielraum lassenden Zustandes bedeutet haben.

Thatsächlich scheiterte bekanntlich die Vorlage nicht an diesem Bedenken, sondern an der Frage der Ausweisungsbefugnis. Die nationalliberale Partei, deren Mitwirkung zur Bildung einer Mehrheit erforderlich war, wollte diese für ein dauerndes Gesetz nicht zugestehen, die Regierung aber diese Waffe nicht fallen lassen, und da die Konservativen auf ihre Anfrage, ob der Regierung die Annahme der so beschnittenen Vorlage erwünscht sei, keine Antwort erhielten, deshalb aber gegen sie stimmten, so war das Ergebnis die Ablehnung. Weshalb die Antwort verweigert wurde, ist schwer begreiflich, denn wenn der Reichstag die Vorlage in der beschränkten Form annahm, so stand es ja noch immer bei dem Bundesrate, ob er sich diesem Vorgehen anschließen oder den geänderten Entwurf ablehnen wollte, während jetzt einfach ein negatives Ergebnis erzielt war. Einen taktischen Vorteil konnte dies allerdings dann bedeuten, wenn die Absicht bestand, die Meinungsverschiedenheit vor die Wähler zu bringen, denn dann war es günstiger, daß die Ablehnung vom Reichstage ausgegangen war. Es war deshalb begreiflich, daß man allgemein diese Absicht dem Fürsten Bismarck zuschrieb und annahm, er sei an deren Ausführung, verbunden vielleicht mit noch weitergehenden Plänen, nur durch einen höhern Willen gehindert. Daß die Verschiedenheit der Auffassungen auf sozialpolitischem Gebiete einen schwerwiegenden Grund für die bald folgende Entlassung gebildet hat, ist von keiner Seite bestritten, dagegen ist es eine wunderbare Entstellung der Thatsachen, wenn neuerdings von gewissen Preßorganen die Behauptung aufgestellt ward, der Reichskanzler sei gegen seinen Wunsch von Berlin ferngehalten worden, und die Verhandlungen würden sonst einen andern Verlauf genommen haben. Wer den damaligen Ereignissen nur einigermaßen nahe stand, weiß, wie schmerzlich von allen Seiten, und nicht am wenigsten von seiten der Regierung, der Zustand empfunden wurde, daß der einzige Mann, in dessen Hand die Entscheidung lag, fern von Berlin weilte und sich allen Anfragen gegenüber in ein undurchdringliches Schweigen hüllte. Aeußerungen, die diese Gestaltung für ganz unhaltbar, ja für die Auflösung jeder geordneten Staatsleitung erklärten, sind damals von sehr hoher Seite gefallen.

Der weitere Verlauf der Dinge war in hohem Grade überraschend. Hatte man vorher überwiegend von einem ersatzlosen Ablaufe des Gesetzes die schlimmsten Dinge gefürchtet, so war jetzt, nachdem man wußte, daß infolge einer veränderten Regierungspolitik die Erneuerung des Gesetzes unterbleiben würde, ganz umgekehrt die öffentliche Meinung bis auf ganz geringe Ausnahmen hiermit völlig einverstanden, und als die gesetzlose Zeit mit dem 1. Oktober 1890 nun wirklich hereinbrach, da wurden alle die Befürchtungen, die für diesen Fall gewaltige Erschütterungen der staatlichen Ordnung vorhergesehen hatten, durch die Thatsachen widerlegt. Die Sozialdemokratie schien den Beweis liefern zu wollen, daß das Gesetz während seiner zwölfjährigen Dauer wirklich die von dem Abgeordneten Bracke vorhergesagte „erzieherische Wirkung" gehabt habe.

Erst in neuester Zeit hat sich wieder ein Umschlag vollzogen infolge der in Frankreich, Italien, Spanien, Belgien vorgekommnen anarchistischen Attentate. Diese haben die öffentliche Meinung lebhaft erregt und den Anlaß für eine Strömung gegeben, die nachdrücklich Abwehrmaßregeln gegen Umsturzbestrebungen fordert. Worin diese bestehen sollen, und welche Stellung man sowohl zu den bisher angeregten Vorschlägen, als zu dem Grundgedanken einzunehmen habe, das soll in einem weitern Artikel besprochen werden.

Kulemann

*) Diesem ist meine oben gedachte Arbeit gewidmet. Ich habe die dort gemachten Vorschläge auch im Reichstage durch entsprechende Anträge, wenngleich ohne Erfolg, vertreten.

Der Kanzler Leist

Das Urteil des Disziplinargerichts über den Kanzler Leist begegnet einstimmiger Verurteilung in der gesamten Presse Deutschlands und des Auslands. Dies ist das einzige Erfreuliche an dem Fall. Im übrigen ist nur Ursache vorhanden, sich zu schämen und zu grämen, als Christ wie als Deutscher.

Bei der Einhelligkeit der öffentlichen Meinung bedarf es unsrerseits nicht vieler Worte. Wir gehören zu denen, die mit Bestimmtheit erwarten, daß es bei dem bisherigen Disziplinarverfahren mit seinem demoralisirenden Ausgang nicht bleiben wird, sondern daß die Königlich preußische Staatsanwaltschaft zu Berlin sich des § 174 im Reichsstrafgesetzbuch erinnern wird, der da lautet:

> Mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren werden bestraft: Beamte, die mit Personen, gegen welche sie eine Untersuchung zu führen haben, oder welche ihrer Obhut anvertraut sind, unzüchtige Handlungen vorgenommen haben.... Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein.

Für unsre deutschen Schutzgebiete gelten nach dem Reichsgesetz vom 17. April 1886 und vom 19. März 1888 die Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse in unsern Konsulargerichtsbezirken vom 10. Juli 1879, d. h. das Strafgesetz des deutschen Reiches. Es bedarf also gar nicht der Berufung auf Artikel 4 Absatz 1 des Reichs-Strafgesetzbuchs, wonach Beamte des deutschen Reiches und der deutschen Bundesstaaten wegen solcher Handlungen, die nach den Gesetzen des Reichs als Verbrechen oder Vergehen im Amte anzusehen sind, ausdrücklich für die heimische Rechtsprechung in Anspruch genommen werden, sondern es genügt Absatz 3 desselben Artikels, wonach das Gleiche gilt für Deutsche, welche im Auslande eine Handlung begangen haben, die nach den deutschen Gesetzen ein Verbrechen oder Vergehen ist und auch durch die Gesetze des Thatorts mit Strafe bedroht wird.

Sparen wir also weitere Worte in der Hoffnung, daß auf die Geständnisse Leists hin der Berliner Staatsanwalt seine Pflicht thun wird. Niedriger hängen müssen wir aber doch diese brutalen Geständnisse selbst, die ein grelles Licht werfen auf die sittlichen Begriffe, von denen die Vorkämpfer deutsch-christlicher Zivilisation in unsern Kolonien zum Teil sich leiten lassen. Nach dem Bericht in Nr. 288 der Frankfurter Zeitung sagte Leist u. a. aus:

> Ich gebe zu, mit den Pfandweibern Umgang gehabt zu haben. Ich habe sie auch zur Aufführung von Nationaltänzen kommen lassen. Es sind das aber Dinge, die nach den laxen Sittenanschauungen, die in Kamerun herrschen, absolut nichts Anstößiges haben.

Diese Entschuldigung ist für einen deutschen Reichsbeamten und angeblichen Christen beinahe noch gravirender als das Vergehen selbst, von dem übrigens der Ankläger, Legationsrat Rose, u. a. feststellt:

> Nach den Zeugenaussagen kann es auch keinem Zweifel unterliegen, daß auf Befehl des Angeklagten des Nachts die Weiber gewaltsam aus dem Gefängnis geholt wurden, um dem Angeklagten zur Befriedigung seiner Gelüste zu dienen.

Leist macht hierfür mildernde Umstände geltend, wie folgt:

> Er bittet auch zu bedenken, daß er unter einem Klima lebte, wo man dauernd dem Tode ins Auge schaut. Unter solchen Umständen ist man (!) leichtsinniger und leichtlebiger.

Für die ungeheure Frivolität dieser Selbstverteidigung wird man hoffentlich nicht nur in „christlichen" Kreisen ein

Gefühl haben. Daß aber die christlichen Kreise unsers Volkes die Sympathien, die sie bisher den kolonialen Unternehmungen entgegengebracht haben, nicht weiter werden behaupten können, wenn unsre Regierungsvertreter in den Schutzgebieten, statt christliche Kultur dort zu fördern, sich zu den „laxern“ heidnischen Sittenanschauungen bekehren und bekennen — und dafür nur mit dem Verlust von einem Fünftel ihres Einkommens „bestraft“ werden*), das sollte unsre Reichsregierung doch einsehen. Und ich meine, sie bedarf für die unermeßlichen Aufgaben, die unsre Kolonialpolitik stellt, in eben diesen Kreisen der Sympathie und Hilfe gar sehr. R

Der Briefwechsel des Fürsten Wolfgang von Anhalt

1**)

Das Kloster zu Nienburg machte den anhaltischen Fürsten manche Sorge. Schon einmal war dem Abte von Wolfgang geboten, alle Abgötterei abzuschaffen und dem Worte Gottes gemäß zu halten, aber es blieb noch alles römisch. 1539 schrieb Luther an die drei fürstlichen Brüder in Dessau und ermahnte sie, die Abgötterei in Nienburg einzustellen. Dieser Brief scheint bei den vorsichtigen Fürsten nicht den gehofften Eindruck gemacht zu haben, oder sie säumten zu lange. Daher unternahm der entschlossene Fürst Wolfgang allein die Reformation des Stiftes zum großen Mißvergnügen seiner Vettern. In dieser Zeit nun, 1542, schreibt Luther an Wolfgang in dieser Angelegenheit: „Ich hab erfahren, wie daß die Herren, meine gnädigen Herren Fürsten, Ew. Fürstlichen Gnaden Vettern, sollen nicht wohl daran sein, daß Ew. Fürstlichen Gnaden das Kloster München-Nienburg haben ohn ihr Zuthun eingenommen und bestallet, und sie auch eben an dem gewest, eine Reformation desselben fürzunehmen und zu langsam fertig wurden. Nun sie denn gleich Recht und Macht über dasselbige Kloster haben, wollt ich Ew. Fürstlichen Gnaden demüthiglich gebeten haben, Ew. Fürstlichen Gnaden wollten solche Reformation mit ihrem Zuthun fördern helfen, damit nicht weiter Unwillen zwischen beiden Theilen sich regen möchte. Denn wenn sie auch sollten einen Vorsteher hineinsetzen, so würde die Reformation sich übel schicken und mehr, denn das Kloster vermag, drauf gehen; so doch Ew. Fürstlichen Gnaden guter Meinung dem Abt das Ziel haben setzen wollen und das Beste fürgenommen. Wo nun Ew. Fürstlichen Gnaden mit ihnen sich hierin vereinigen würden, einer Weise, die beiden Theilen gefällig, so könnte Ew. Fürstlichen Gnaden Fürnehmen desto baß fort gehen. Wie sich Ew. Fürstlichen Gnaden wohl werden gegen ihres Theils zu schicken wissen, denn ich Zwietracht und Unlust zwischen Ew. Fürstlichen Gnaden beiderseits nicht gern sehe, auch nicht gut zu sehen ist. Hiermit dem lieben Gott befohlen. Amen.“

Die Irrungen zwischen den anhaltischen Fürsten währten noch eine Zeit, bis 1546 beschlossen wurde, die Einkünfte des Klosters ungetrennt und gemeinschaftlich zu milden Stiftungen, Schulen, Hospitälern u. s. w. anzuwenden.

Am 18. Februar 1546 starb Luther zu Eisleben. Auch Fürst Wolfgang war von den Mansfelder Grafen mit geladen worden, ihre Erbstreitigkeiten schlichten zu helfen. Eine Stunde nach Luthers Tode, früh 4 Uhr, schreibt Wolfgang an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen folgenden Brief:

„Ich will Ew. Gnaden dienstlicher Meinung nicht bergen, doch mit betrübtem Gemüt, daß Dr. Martinus jetzund zwischen 2 und 3 früh seliglich im Beisein Dr. Jonas und sonst etlicher Personen ganz sanft und gut verschieden. Der Herr woll der Seelen, wie ich denn nicht zweifel, gnädig sein, und der barmherzige Gott woll uns arme Christen und Christenheit in seine väterliche Güte durch Christum Jesum befohlen sein lassen. Ich kann Ew. Gnaden in Eil jetzt nicht weiter schreiben, aber Dr. Jonas wirds Ew. Gnaden weiter vermelden und anzeigen. Hiermit thue ich mich Ew. Gnaden dienstlich befehlen in ganzer Eil.“

Und in einer Nachschrift desselben Briefes heißt es:

„Und wie wohl sich der Doktor gestern frühe etwas gen mir der Schwachheit halber geklagt, so ist er doch nächten noch ganz guter Dinge gewest. Gott helf ihm und uns allen! Amen. Man hat viel Fleiß bei ihm gethan, da ist aber kein menschlich Hilf gewest, besundern der Wille des Herrn ist bei ihm ergangen und ganz sanft mit guten Sprüchen entschlafen in Gott. Der hilf uns mit Gnaden hiernach. Amen.“

Tief betrübte der Heimgang Dr. Martin Luthers auch den Fürsten Georg zu Dessau, und er schrieb darüber an Wolfgang:

„Mit erschrockenem und bekümmertem Gemüth habe ich vernommen, daß wir unseres lieben Vaters Dr. Martin leiblicher Gegenwart nun sollen beraubet sein. Denn über die großen Gaben, so durch seine Person der Allmächtige der Kirche verliehen und täglich gewirket und nun erst in der fährlichen Zeit sollten nöthig sein, ist er dem Anhaltischen Hause auch mit gutem Rath nicht wenig nütze gewesen. Aber das ist uns tröstlich, daß er bei reiner Lehre und Bekenntniß des heiligen Glaubens stets bis an sein seliges Ende fest und beständig beharret, der ganzen Christenheit zu Gute und Schirm und Schutz wider den Teufel, Papst, alle falsche Lehre und Rotterei. Der Allmächtige sei gelobet und wolle uns ja um aller unserer Sünde und Undankbarkeit willen mit diesem Falle nicht strafen, daß solche heilsame Lehre nicht wieder verwirkt und wir beraubt werden, sondern er wolle sie rein bis auf die Nachkommen bringen.“

Bald nach Luthers Tode brach der Schmalkaldische Krieg aus. Schon 1539 hatte Wolfgang dem Kurfürsten nach Frankfurt geschrieben:

„Wir wollen zu Gott hoffen, es wird uns einen gnädigen Frieden Kaiserliche Majestät geben und verleihen. Sollts aber entstehen, werden ihm Ew. Gnaden nachzudenken wissen. Denn es liegt viel am Uebereilen [Zuvorkommen]. So wissen auch Ew. Gnaden: Der Landsknecht Manier, wer eher mit Gelde kommt, der zeugt für.“

Nach dem trotz dieser Mahnung abwartenden Feldzuge in Süddeutschland mußten der Kurfürst und Wolfgang in ihre Lande zurückeilen, um sie gegen den treulosen Herzog Moritz zu schützen. Hier kam es schon Anfang 1547 zu Verhandlungen, und besonders Fürst Georg von Dessau riet zu einem friedlichen Vergleich, und selbst Wolfgang, der krank in Köthen lag, schrieb dem Kurfürsten:

„Derowegen bitt ich nach wie vor, Ew. Gnaden wolle die große und wichtige Sache gnädiglich bewegen und bedenken, obs möglich, daß diese Sache durch Hilf des Allmächtigen auf christlich, ehrlich und ziemliche Wege möchte verglichen werden, damit christlich Blutvergießen, auch Verderbung der Fürstenthume und der armen Unterthanen, doch ohne Verletzung der Gewissen, so viel wie möglich möchten verhütet werden.“ Auch der Kurfürst schrieb, „er wolle den Frieden, so weits mit gut Gewissen und Ehren geschehen mag; wo aber nicht, so müssen wir es Gott befehlen, er wird uns unseres Verhoffens weiter gnädiglich helfen.“ Als aber Fürst Georg seinem Vetter Wolfgang riet, die Gnade des Kaisers durch einen Fußfall zu erkaufen, und dieser Brief dem Kurfürsten in die Hände kam, schrieb dieser an Wolfgang: „Und wiewohl sein Lieb des Fußfallens gegen Euer Lieb gedenken und darneben verzeichnet überschicket, welche Potentaten und Fürsten in Vorzeiten den Fußfall auch gethan, so hat es doch mit denselbigen die Meinung gehabt, daß sie in zeitlichen Sachen wegen Aufruhr und Empörung, so sie angestift, zum Fußfall gedrungen. Aber in jetziger unvermeidlicher und genothdrängten Defension und Gegenwehr ist es um des Reiches deutscher Nation Libertät und Freiheit und zu voraus um die wahre christliche Religion, die man unterzudrücken in Willens gewesen, zu thun. — Ist es aber nun seiner Allmächtigkeit Will, daß dieser Handel ohne ferner Blutvergießen in Güte vertragen soll werden, so wird es, ob Gott will, ohne diesen unsern Fußfall wohl geschehen. Wo nicht,

---

*) Hätte man ihm sein Gehalt gelassen und ihn seines Amtes verlustig erklärt!

**) Wir führen hier die im Jahrgang 1892, Nr. 49 bis 51 begonnene und damals unter dem Drang der Weihnachtszeit abgebrochne Veröffentlichung zu Ende. D H

so müssen wir es Gott walten lassen. — So wollen wir uns auch vorsehen, es werde sich Ew. Liebden Schwachheit zu guter Besserung und Gesundheit geschickt haben. Darum wollen sich Ew. Liebden nunmals förderlich bei uns wiederum einstellen." Darauf eilte Wolfgang sofort ins kurfürstliche Lager. Es kam zur unglücklichen Schlacht bei Mühlberg. Fürst Wolfgang wurde in die Acht erklärt, verlor sein Land und mußte als Flüchtling, gehetzt von den Kaiserlichen, sich verborgen halten. Sein trauriges Schicksal erregte allgemeine Teilnahme. Herzog Franz von Braunschweig, sein wackerer Bekenntnisgenosse, sandte ihm in diesen dunkeln Tagen ein gar innig christliches und brüderliches Trostschreiben:

„So es Euch wohl ginge, hörete ichs gerne. Bitte, Ihr wollet mir schreiben, ob Ihr vertragen oder nicht. Mit mir stehets noch, wie es lang gestanden hat, und man hat mir andere neue Wege fürgeschlagen; ich wills aber nicht annehmen und will meine Sache Gott dem Allmächtigen heimstellen, und den lieben Gott nicht verleugnen, sondern bei seinem lieben Wort bleiben, es gehe darüber, was Gott verhänget. Die Städte allhier halten noch alle, Gott Lob, feste bei Gott und seinem Wort und auch alle die Seestädte. Der König von Dänemark wird auch bei Gott und seinem Wort bleiben, und sollte er auch darüber betteln gehen. Gott stärke ihn; es wird nun heißen, das Kreuz beweisen mit der That. Doch versehe ich mich, Ihr werdet auch bei dem lieben Gott bleiben, und so Ihr allda verfolget und zu mir kommt, so will ich mit Euch theilen, als lange ich einen Bissen Brots habe, denn wir sind alte Gesellen, und geschieht billig, was ich mich erbiete. Gott stärke Euch und habt einen guten Muth, Gott wird wohl helfen, wenns Zeit ist. Hoffe aber zu Gott, der Teufel wird so schwarz nicht sein, als man ihn machet. Lieber Schwager, laßt nun Gott walten, und bitten durch Christum, er wird helfen und sich gewiß sehen lassen durch Bitte der armen Christen. Es ist viel besser, das Zeitliche hintangesetzt als das Ewige. Thue Euch hiermit Gott dem Allmächtigen befehlen und bin Euer armer Knecht."

Ebenso sandte Fürst Wolfgang selber an den gefangenen Kurfürsten folgenden Trostbrief: „Wenn Ew. Gnaden frisch und gesund sein, das bin ich zu erfahren erfreut, und wünsch und bitte Gott den Herrn, daß er Ew. Gnaden und uns allen durch Christum Jesum und die Gnade des heiligen Geistes bei Erkenntniß und Bekenntniß seines wahren reinen Wortes bis in unser Gruben gnädiglich erhalten woll und helf Ew. Gnaden förderlich, seliglich, fröhlich und gesund zu den Ihren. Amen. Und daß ich Ew. Gnaden bald fröhlich bei den Ihren sehen mag und thun mich Ew. Gnaden als meinem gnädigen Herrn, dem ich zu dienen willig, befehlen. Befehl hiermit Ew. Gnaden und uns alle in den Schirm und Bewahrung der heiligen Dreifaltigkeit, die wolle alle Sachen zur Seligkeit und Besten schicken."

Wl-D

Die Bilderstürmer

Von einem Veteranen

1

In dem Pfarrgarten draußen vor dem Thore, am Ufer des Diebelsees spielten drei fröhliche Kinder. Die zehnjährige Martha freilich hätte das nicht Spielen genannt, denn sie war eifrig bei ernster Arbeit, mit der kleinen Hacke ihr Beetchen von Unkraut zu reinigen. Ihr war es ein Spiel, daß ihr älterer Bruder Franz und sein Freund, des Rektors Fritz, während sie hilfreich hie und da eine ungehörige Staude entfernten, Ratschläge gaben, wie das Beet in ein Teppichbeet verwandelt werden sollte, um auf dem Grunde von weißem Cerastium mit schwarzblühenden Stiefmütterchen irgend ein Bild herzustellen. Fritz schlug einen Adler vor; denn er war ein kleiner Ornitholog und zwar mit überraschenden Kenntnissen, wie jeder zugeben mußte, der einmal seine gutgehaltne Eiersammlung gesehen hatte. Franz, den seines Freundes überlegne Kenntnisse beeinflußten, zeigte sonst wohl auch eine gewisse Vorliebe für die Vogelwelt, wie er denn in seinem Album eine Sammlung von allerlei zusammengesuchten Vogelbildern angelegt hatte. Diesmal behauptete er aber, auf das Beet einer Pfarrerstochter wäre viel besser ein Kreuz, ein Anker und ein Herz zu setzen.

Da rauscht plötzlich etwas hoch in der Luft über den Kindern. Wie starr blicken sie empor zu der seltenen Erscheinung eines Fischadlers, der jetzt in weitem Bogen über den See dahin schwebt, zur Wasserfläche niederschießend einen Fisch erhascht und bald in den Wipfeln des gegenüberliegenden Waldes verschwindet. Mit offnem Munde hatten Franz und Martha nachgeschaut, Fritz aber mit scharfen Blicken, die eine gründliche Beobachtungsgabe verrieten. Nun weiß ich, wie ein Adler aussieht, sagte er bedeutungsvoll und blieb still, während die beiden andern ihre erschrocknen Herzen erleichterten mit allerlei Betrachtungen über die Gefahr, vor der sie glücklicherweise bewahrt geblieben waren. Daheim aber nahm Fritz eine von den sauber beklebten Zigarrenkisten, die die Aufschrift Accipitrinae trug, und nachdem er lange in einem Buche gesucht hatte, befestigte er über einem noch leeren Fache darin ein Zettelchen mit der Inschrift Haliactus albicilla, mit dem stillen Wunsche, das Ei des gesehenen Vogels seiner Sammlung einzuverleiben.

2

Am nächsten Tage waren die Spielkameraden auf der Pfarre bei einander. Franz war mit seinem Album beschäftigt. Er war ganz glücklich, daß er das Bild eines Adlers hineinkleben konnte. Geheimnisvoll hatte er es zunächst vor Fritz verborgen gehalten. Nun sieh mal! sagte er im Bewußtsein einer Errungenschaft, als er fertig war. Fritz aber machte ein verdrießliches Gesicht. Er hatte den sorgfältigen Abdruck des Amtssiegels, den Franz mit Erlaubnis seines Vaters zu diesem Zwecke angefertigt hatte, vor sich. Da war ein preußischer Adler mit seltsam gesträubtem Gefieder und der Umschrift: Königliches Pfarramt.

Das ist ja gar kein Adler, rief Fritz entrüstet, da hast du dir ein Zerrbild zugelegt. Hast freilich auch sonst schon manches andre in deiner Sammlung, das wie die Faust aufs Auge paßt. Franz blieb die Antwort nicht schuldig. Er war empört. Dieses Siegel wurde von seinem Vater als ein Heiligtum gehütet; niemand durfte es sonst anrühren. Wenn es der Vater unter eine Bescheinigung setzte, so hatte sie Kraft und Giltigkeit vor allen Menschen — selbst vor dem Könige. Und dieser Adler wurde nun von dem Freunde so verächtlich behandelt! Und was war denn der Adler, den man einmal hatte über den Diebelsee fliegen sehen, gegen diesen preußischen Adler, wie er in allen Aemtern horstet, der in seinen Fängen das Szepter und den Reichsapfel mächtig hält — das war doch der richtige, wahre Adler.

Der Streit der Freunde wurde immer heftiger, bis endlich Fritz auf Grund seiner Autopsie tief entrüstet das frisch eingeklebte Blättchen aus dem Album riß und es zerknittert an die Erde warf. Mit Zornesthränen in den Augen griff Franz in Fritzens blonde Locken. Da kam Martha hinzu. Mit feierlichem Ernste rief sie altklug: Aber Jungens, ihr werdet euch doch nicht prügeln! und drängte sich zwischen beide. Der schlimmste Ausbruch des Streites wurde verhindert; denn ohne zu wissen warum, hatte Fritz vor Pastors Marthchen immer Respekt, und Franz hätte seiner Schwester nicht leicht etwas zuleide gethan. Bald war diese nun in die schwierige Lage der Schiedsrichterin gedrängt.

Ich weiß doch von gestern, sagte Fritz mit fast weinerlicher Stimme, wie ein Adler aussieht. Es ist doch eine Lüge, wenn Dinge anders abgebildet werden, wie sie in Wirklichkeit sind! Martha aber bedeutete ihn, daß er doch nur den Fischadler gesehen habe. Den preußischen Adler habe er doch noch nicht fliegen sehen; sie glaube ganz gewiß, daß er gerade so aussehe wie das Bild des Siegels. Und wenn sie auf ihrem Teppichbeet einen Adler anlegen würde, wolle sie doch auch keinen andern als den preußischen.

Fritz schwieg, aber nicht mit innerer Ueberzeugung. Dennoch hatten Marthas Worte für diesmal die Wogen seines Gemüts einigermaßen besänftigt. Er gab dem Franz die Hand und sagte, auf ihn selbst wäre er ja nicht böse. Darum könnten sie

doch gute Freunde sein. Aber lange Zeit ließ er sich auf der Pfarre nicht wieder sehen.

3

Rektors Fritz kam über den Wappenadler nicht zur Ruhe. Sobald er ihn erblickte an dem Amtsgerichtsgebäude, der Post, dem Steueramte und selbst den etwas harmloseren an der königlichen privilegirten Adlerapotheke fing es in ihm an zu kochen. Er war überzeugt, daß dieses Bild nichts als eine großartige Lüge sei, unter deren Banne das Volk schmachte. Energische Naturen lassen sich nicht schwer dazu bewegen, die Rolle eines Retters unterdrückter Freiheit zu übernehmen. In jener Zeit, da sich noch überall Spuren des Sturmes von 1848 bemerklich machten, ist es erklärlich, daß ein so energisch angelegter Knabe wie Fritz sich nach und nach zu dem Helden und Befreier berufen fühlte, der das Wahngespinnst alter, dunkler Zeiten zerreißen und der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen sollte. Ich verdenke es ja am Ende den alten Deutschen vor vielen Jahrhunderten nicht, sagte er, daß sie sich solche Wappenbilder gemacht. Sie haben es nicht besser gewußt. Aber heutzutage ist die Menschheit weiter vorgeschritten und läßt sich nicht mit solchen Trugbildern irreleiten. Jetzt regieren nicht mehr die Wahnvorstellungen alter Zeiten, jetzt gebührt das Regiment der wissenschaftlichen Wahrheit.

So hatte er schon öfters im Kreise der Mitschüler, die sich mehr und mehr um ihn sammelten, wie ein begeisterter Volksredner gesprochen. Es bildete sich eine Partei der Antiwappenadler, deren Mitglieder fast durchweg Söhne der liberalen Einwohner des Städtchens waren. Dagegen sammelte sich um Franz die konservative Schuljugend mit der Losung: Treue dem angestammten preußischen Adler. Die letztere Partei verrannte sich immer mehr in den Gedanken, daß der Wappenadler die zutreffendste Darstellung des Adlers überhaupt sei. Mit scheinbarem Erfolge behaupteten sie oft, daß jedes Adlerbild, auch nach den Zeichnungen der größten Naturforscher, doch nur immer eine bestimmte Art zeige, Fischadler, Steinadler, Schreiadler u. s. w., während der Wappenadler das Wesen des Adlers selbst darstelle. Die ungehörige Vermengung des zoologischen Gebietes mit dem heraldischen, die in dieser Beweisführung lag, machten sich die Knaben nicht klar.

Fritz aber behauptete, das sei eben die Aufgabe der Wissenschaft, den Adler so zu zeichnen, daß er abgesehen von den Eigentümlichkeiten der einzelnen Arten die charakteristischen Merkmale des Geschlechts überhaupt zeige. Er selbst machte sich daran, nach den Abbildungen verschiedner naturkundlicher Werke das eine wissenschaftliche, wahre Adlerbild herzustellen. Es wollte zwar nicht recht gelingen. Doch Fritz tröstete sich, die gelehrten Naturforscher würden es schon zuwege bringen, wenn der Sache nur einmal ein richtiger Anstoß gegeben wäre.

4

Eines Morgens wurde das ganze Städtchen in große Bestürzung versetzt durch die Kunde, daß die Wappenschilder vom Gericht, der Post, dem Steueramt und der Apotheke heruntergerissen und zerschlagen seien. Der Streit der Knaben war hie und da schon zur Kenntnis der Eltern gekommen; aber man hatte diesen Zänkereien der Jungen keine Beachtung geschenkt. Einen solchen Ausbruch hatte niemand erwartet. Nun war das Schreckliche geschehen. Das Staatswappen war schändlich entehrt, und manche ängstliche Bürger besorgten eine schwere Bestrafung der ganzen Stadt. Der Bürgermeister sah die Sache weniger schwarz an. Die Bilderstürmer Fritz und Genossen waren bald unzweifelhaft ermittelt. Bei der Vernehmung leugneten sie ihre Missethat nicht. Es handelte sich also hier nur um die That von Schulkindern, die unter der Schuldisziplin ihre Strafe erhalten mußten, während die Eltern den angerichteten Schaden und die Kosten der Wiederherstellung der Wappen zahlen mußten.

Sobald der betreffende Beschluß des Magistrats bekannt wurde, hatten zwar die kleinen Missethäter bereits aus väterlicher Hand eine wohlgemessene Züchtigung erhalten. Besonders Fritz als der Anstifter war von seinem Vater gründlich abgestraft, da er als Sohn des Rektors allen andern Schulkindern mit gutem Beispiele hätte vorleuchten sollen.

Es folgte jedoch noch eine feierliche, öffentliche Strafvollstreckung in der Schule, zu der sich der ganze Schulvorstand im Festanzuge eingefunden hatte. Der Pastor hielt eine Ansprache, in der er die That in ihrer ganzen Verwerflichkeit darlegte. Das Wappen sei das Sinnbild der Staatsgewalt. Es handle sich hier gar nicht um die bildliche Darstellung eines Tieres. Es sei vielmehr ein sichtbares Gleichnis des Regiments, das unser Herrschergeschlecht zum Segen des Vaterlands nun schon so lange übe. Erst in jüngster Zeit habe sich zwar dagegen bittre Feindschaft erhoben, aber der preußische Adler habe den Sieg behalten. Es folgten dann Ermahnungen zur treuen Vaterlandsliebe, insonderheit für die, die vielleicht einmal als Vaterlandsverteidiger zum Kampfe gegen den Feind berufen würden. Dann gälte es vor allem der Fahne mit dem Adler zu folgen, treu bis in den Tod.

Darauf vollzog der Rektor eigenhändig mit dem Rohrstäbchen die Strafe, zuerst an seinem Sohne, dann an den fünf Mitschuldigen. Einige von diesen schrieen dabei jämmerlich. Fritz aber verbiß sich die Schmerzen mit aller Anstrengung. In seiner Brust bewegte sich etwas wie in Galileo Galilei, als er sein E pur si muove sprach. Die neuen schöneren Wappenschilder sah er noch lange immer nur mit Bitterkeit an. Aber er hat nie wieder gewagt, seine Hand gegen die durch die Tradition geheiligte Figur des preußischen Adlers zu erheben, der darum so mächtig ist, weil er im Herzen des Volkes lebt und nicht in der sichtbaren Welt.

5

Mehr als zwölf Jahre waren vergangen. Franz und Fritz waren Kandidaten der Theologie. Fritz hätte sich freilich viel lieber den Naturwissenschaften gewidmet. Aber sein Vater sagte, er wolle nicht, daß sein Sohn im Schulfach auch einmal auf einer solchen Hungerstelle, wie er selbst, sein Leben zubringe. — Es war gerade eine Periode des Theologenmangels. — Fritz hatte sich dann auch gefügt. Er begann das Studium in Greifswald, wo ihm Stipendien offen standen. Auch erwarb er sich mit Privatunterricht soviel, daß er bei seinen bescheidnen Ansprüchen die Kasse des Vaters wenig belastete. Mit jedem Semester aber war ihm die Theologie unsympathischer geworden. Als das fünfte herankam, befand er sich auf der Wanderung nach Tübingen. Aus Sparsamkeit wurde nur hie und da eine Strecke zur Eisenbahn zurückgelegt, soweit sie Wagen vierter Klasse führte.

In Tübingen herrschte noch die bekannte Theologenschule. Da atmete Fritz auf. Das war Wissenschaft, wie er sie wünschte. Im Feuer der Kritik verschwand der alte Formelkram, unter den er seinen trotzigen Nacken nie hatte beugen wollen. Wie versengte Lappen fiel ihm die ganze altmodische Kleidung der Dogmen von den Gliedern. Er merkte dabei gar nicht die Blöße seines innern Lebens. Was ihm seine Wissenschaft als Ersatz bot, war doch noch unfertig; und ehe er die neuen angemessenen Formen für sein Christentum finden konnte, verkümmerte dieses selbst. Oefters kam ihm wohl die Frage, ob er denn von seinem Standpunkte aus als christlicher Prediger und Seelsorger wirken könne. Er beruhigte sich aber immer mit dem Gedanken, das einzig Notwendige sei die Ethik. Sittlichkeit mit ganzem Ernst zu pflanzen und zu pflegen sollte die Aufgabe seines Lebens sein. Aber gerade um sie zu erfüllen, müßte man das verdorrte Gestrüpp der Dogmen hinwegräumen, die auf einer niedern Stufe der Entwicklung entstanden, heutzutage geradezu zur Unwahrheit geworden seien und nur Früchte der Heuchelei trügen.

So ungefähr stand Fritz, als er zurückgekehrt aus Tübingen ins Examen ging. Er verhielt sich dabei meist historisch referirend. Seine tüchtigen Kenntnisse brachten ihm das Zeugnis Nr. IIa. Wenige Tage später war er Hauslehrer auf einem Edelhofe in der Nähe seiner Vaterstadt.

Ganz anders Franz. Sein christliches Leben war von Haus aus tiefer gegründet, besonders durch den Einfluß seiner Mutter. Diese fromme Christin hatte in mehrfacher Richtung

segensreich gewirkt. Ihr Gatte hatte seine theologische Bildung noch unter der Herrschaft des Rationalismus gehabt. Anfangs predigte er auch nicht viel andres, als die Moral des großen Tugendlehrers von Nazareth. Aber aus dem stillen Wandel seiner Gattin leuchtete ihm mehr und mehr das Bild des Herrn entgegen, der nicht als zweiter Moses gekommen ist, sondern als Schmelzer, der Menschenherzen erneuert. Mehr und mehr hatte sich die Predigtweise des Pastors verändert. Besonders aber seitdem die teure Gattin „heimgegangen“ war, klangen durch seine ganze Amtsthätigkeit hell und deutlich die beiden großen Begriffe hindurch: Buße und Gnade.

Am Sterbebette war auch in Franz, dem damaligen Primaner, und Martha der langjährige Einfluß der Mutter zu einer innern Entscheidung ausgereift, das ganze Leben dem Dienste des Erlösers zu weihen. Da die älteste Schwester dem Vater die Wirtschaft führte, ging Martha ins Diakonissenhaus, als Franz die Universität bezog. Er studirte in Berlin, später in Erlangen.

Hier sog er eine Wissenschaft andrer Art ein als Fritz. Nicht die Kritik, sondern der Kampf gegen die Kritik war das Lebenselement seines Studiums. Alle Schäden an dem vergänglichen Menschengewebe, mit dem ewige Wahrheit umhüllt ist, entzogen sich mehr und mehr seinen Blicken. In seinem Bewußtsein verschmolz die Form mit dem Inhalt. Ja, er war in Gefahr, über dem Festhalten und Verteidigen der Form den Inhalt zu vernachlässigen. Freilich ging es bei ihm nicht geradezu, wie bei der alten Tante Säuberlich, die täglich mit peinlichster Sorgfalt den Bauer ihres Kanarienvogels blank putzte und dabei schließlich den Vogel verhungern ließ. Franz stillte den Hunger und Durst seiner Seele; aber er merkte nicht, daß die Nahrung von andrer Seite kam, als der, der er vorzugsweise sein Streben zuwandte.

Dem Vater war der engherzige dogmatische Standpunkt seines Sohnes zuweilen recht bedenklich entgegengetreten, wenn dieser in den Ferien mit ihm theologische Unterhaltungen anknüpfte. Doch ließ er ihn ruhig seinen Weg gehen. Er wußte wohl, daß menschliche Bemühungen, einen zu einem andern Standpunkte zu bringen, meist das Gegenteil von dem beabsichtigten Erfolge wirken. In der Stille des Herzens aber seufzte er oft: Herr, erleuchte meinen Sohn und führe ihn zu dem „einigen Notwendigen!“ — Das war ein Lieblingsausdruck seiner seligen Frau gewesen. Jetzt brauchte er ihn selbst mit Vorliebe.

Wenige Monate später als Fritz bestand auch Franz das Examen mit Nr. I, vorzüglich. — Er blieb bei seinem Vater, dessen abnehmende Körperkraft öfters Vertretung im Amte wünschenswert machte. Franz war bald im Städchen recht beliebt. So oft der Herr Kandidat predigte, war die Kirche gefüllt.

Mit Fritz sah er sich zuweilen. Die Jugendfreundschaft war nicht geradezu abgebrochen. Aber sobald die beiden auf Theologie zu sprechen kamen, konnten sie einander nicht mehr verstehen.

6

Im Gasthof zum Goldnen Hirsch wird monatlich eine freie Konferenz gehalten, zu der sich die Pastoren der Umgegend einzufinden pflegen. Der Pastor loci führt den Vorsitz. Die beiden Herren Kandidaten waren willkommne Gäste.

Manchmal wurde die Diskussion sehr lebhaft, denn „die Rechte und Linke des Hauses“ standen einander trotz sonstigem freundlichen, amtsbrüderlichen Verkehr doch oft recht scharf gegenüber. Führer der letztern war ein hochgewachsener, hagerer alter Herr, den bereits infolge seines fünfzigjährigen Jubiläums der Rote Adlerorden vierter Klasse schmückte. Er behauptete, sein unter Wegscheider empfangner Rationalismus habe sich in seiner langen Amtswirksamkeit bestens bewährt, und er werde keinen Schritt davon abweichen. Mehrere jüngere Amtsbrüder vertraten eine neuere Form der liberalen Theologie. Der alte Herr fand in ihren Ausführungen zuweilen manches überflüssige Zeug, aber ging doch mit ihnen Hand in Hand. Natürlich hatte sich auch Fritz auf diese Seite gesetzt.

Zahlreicher waren auf der andern die Vertreter der positiven Richtung in verschiednen Schattirungen: ein alter milder Supranaturalist, mehrere ausgesprochne Pietisten, ein von der englischen Form des Christentums beeinflußter sehr thätiger junger Mann und mehrere strenge Lutheraner, zu denen sich Franz am meisten hingezogen fühlte. Sein Vater aber, der sich auch zur positiven Seite hielt, verstand es, als ein rechter Präsident beiden Parteien gerecht zu werden, mußte aber allerdings auch oft Widerspruch von beiden Seiten erfahren.

Die Mitglieder der Konferenz sammelten sich. Der Gegenstand der Verhandlung konnte diesmal nicht zweifelhaft sein. Es war nämlich eine jener Bewegungen im Gange, die dann und wann krampfhaft durch unsre Kirche zucken und sich meistens zu einem Kampf um das Apostolikum gestalten. So waren auch damals die Zeitungen voll von der Absetzung eines Pfarrers, der sich geweigert hatte, im Gottesdienste das Apostolikum ohne eine seine wissenschaftliche Ueberzeugung salvirende Einleitungsformel zu gebrauchen. Die meisten Blätter verherrlichten den Märtyrer und ließen ihren ganzen Grimm gegen alle kirchliche Ordnung aus, ja viele eiferten gegen Pfaffentum und Obskurantismus und führten im Grunde ihre Streiche gegen das Christentum selbst. Wenige andre Blätter kämpften mit angespanntestem Eifer für die angefochtenen kirchlichen Formen, als wenn einzig und allein in ihnen das Christentum bestehe, und gaben damit ihren Gegnern zu dem Kampf gegen dieses selbst eine sehr wirksame Waffe in die Hand. Weit und breit wogte der Kampf; selbst auf den Bierbänken der Residenz und der Provinzialstädtchen wurde darüber disputirt. Wo immer Leute sich einer besseren Bildung bewußt als Vertreter der Aufklärung und Freiheit ihr Votum abgaben, lautete die Losung: Fort mit dem Apostolikum!

Ich brauche die sehr erregte damalige Verhandlung im Goldnen Hirsch kaum näher zu beschreiben. Sie war ein genaues Probestück von dem Kampfe, wie er im ganzen und großen im Gange war. Der liberale Referent hatte der Kritik die Zügel schießen lassen. Noch schärfer schlugen in der Diskussion einige seiner Genossen auf das arme Apostolikum los, und auch Fritz ließ sich zu einigen bittern Worten hinreißen; ja er proklamirte die Losung: Fort mit dem Apostolikum! Er forderte eine wissenschaftliche Formulirung, die auch der Gebildete ohne Heuchelei mitsprechen könne.

Dagegen hatte ein konfessioneller Korreferent das Apostolikum als den Talisman hingestellt, mit dem unser Christentum stehe und falle. Er verlangte Zustimmung zu jedem einzelnen Satze des Bekenntnisses als zu dem vollen, untrüglichen Ausdrucke der göttlichen Wahrheit und zog aus dem Nichtbekennen eines dieser Sätze Folgerungen, die auszusprechen einem Christen die Zartheit verbieten sollte. Andre hatten ihn unterstützt. Jeden, der sich weigere, jeglichen Buchstaben des Bekenntnisses als den Grund seines Heils zu unterschreiben, wollte man nicht als Christen anerkennen. Auch Franz hatte in diesem Sinne gesprochen, und obwohl mit der Entschuldigung, daß er als der jüngste den Vorschlag mache, machte er ihn doch — wie es bei solchen Angelegenheiten sehr beliebt ist —, daß alle Anwesenden unisono das Apostolikum bekennen sollten; auch die Gegner möchten sich von diesem feierlichen Akte nicht ausschließen, wenn sie noch Christen sein wollten.

Da legte sich die Hand des Vaters ruhig auf den vor Aufregung zitternden Arm des Jünglings. Nicht also, begann nun der Präsident seine Rede. Laß uns unser Christentum anders bezeugen als dadurch, daß wir es auf den Buchstaben annageln und andre damit zu Ketzern machen. Wohl ist das Apostolikum das Symbolum der Christenheit, die alte ehrwürdige Fahne oder das Wappen des in dieser irdischen Welt sichtbar gewordnen Reiches Gottes. Aber erwarten wir doch von einem Wappen nicht mehr, als es sein will und sein kann. Das Wesen des Reiches kann es nicht in adäquater Weise zum Ausdruck bringen. Insonderheit das Wesen des Reiches Gottes, das Lebensverhältnis bußfertiger, zur Gotteskindschaft begnadigter Menschenseelen zu ihrem Haupt und König, läßt sich gar nicht in menschliche Worte fassen. Jedes Symbol ist an sich etwas Unvollkommenes. Es ist unbillig, wenn man es mit dem Maßstabe wissenschaftlicher Theorie messen will. So wenig als man unsern preußischen Adler

(Fritz errötete — aber der alte Herr sah ihn freundlich an und wiederholte:) ja so wenig man unsern preußischen Adler nach den Normen der Zoologie beurteilen darf, dürfen wir dieses Denkmal, das die Geschichte zum Wahrzeichen des Christentums geprägt hat, nach unsern wissenschaftlichen Spekulationen messen. Es ist der irdische Ausdruck für ewige, unvergängliche Güter, die über all unser theoretisches Erkennen weit erhaben sind, während dieses selbst der wandelbaren Zeitlichkeit angehört. Darum kann ich nun- und nimmermehr mit einstimmen in den Ruf unsers jungen Freundes, mit dem er uns heute ein genaues Pendant zu dem einstigen Werke seiner Jugendthorheit geliefert hat, über das er jetzt wohl selber lächelt.

Wirklich stimmte Fritz mit ein in die Heiterkeit, die schnell über die Versammlung zog.

Der alte Herr aber fuhr fort: Im Ernst, liebe Brüder, was man jetzt weit und breit treibt, und was auch Sie (zur Linken gewendet) hier unter uns ins Werk zu setzen versuchen, ist nichts andres als jene Bilderstürmerei, die vor Jahren unsre Stadt in Erregung setzte. Aber lassen Sie uns das Wahrzeichen nicht preisgeben, sondern die alte Fahne unsers Christentums hochhalten, mag sie auch dem bloßen Menschenverstande nur wie ein zerfetzter Lappen mit einem ungehörigen Bilde vorkommen. Was würde man sagen von einem Soldaten, der bei jeder Gelegenheit, wo die Fahne entfaltet wird, seinen Vorbehalt zum Ausdruck bringen wollte, daß er nicht in dem Wappenbilde das Bild eines wirklichen Adlers zu erkennen vermöge!

Nun aber wandte er sich zur Rechten: Auch hier wird viel gefehlt. Du, mein Sohn, hast dich einst der gleichen Thorheit wie dein Freund schuldig gemacht, nur von einer andern Seite, auf der dich keine Strafe treffen konnte. Aber kindlicher Unverstand war es, daß du den preußischen Adler als ornithologische Abbildung verwenden wolltest. Das heraldische Bild war dir lieb als Ausdruck der Vaterlandsliebe. Aber diese ist ein von der Wissenschaft ganz verschiednes Gebiet. So gehört auch der Glaube an den Herrn Christus einer Sphäre an, die über alles menschliche Denken weit erhaben ist. Im Apostolikum haben wir ihn für einen geschichtlich überlieferten Ausdruck, der uns lieb sein soll, wie jedem guten Preußen sein Wappen lieb ist. Aber es geht nicht an, diesen zeitlichen Ausdruck als die ewige Wahrheit selbst zu fassen und ihn zur Norm für das menschliche Denken zu machen. Wohl weiß ich, daß auch das Denken eines Christen unter dem Einflusse des Christentums steht und sich von dem Denken eines Nichtchristen wesentlich unterscheidet. Doch dieser Einfluß des gläubigen Herzens auf den Verstand ist ein verborgner, innerlicher und läßt sich nicht durch das äußerliche Aufzwängen gegebner Formen erreichen. Jetzt will mancher, wenn auch in bester Absicht, das christliche Denken erzwingen durch die Form des Apostolikums. Man macht es zu einem Denkgesetz, und als solches hat es mit dem Wesen des Christentums, das auf ganz andern Gebieten liegt, ebensowenig zu thun, wie der Wappenadler in der ornithologischen Sammlung noch etwas mit dem Patriotismus zu schaffen hatte. Lassen Sie uns beim Apostolikum immer nur das einige Notwendige vor Augen haben, das der Dichter bezeichnet als: „Jesu Christi sein". Nur diesem echten Reichgottespatriotismus und nichts anderm soll unser Symbolum dienen!

Es trat eine lange Pause ein. Die Rede war nicht ohne Eindruck geblieben. Aber auf jeder Seite hatte vornehmlich das angesprochen, was den Gegnern galt. Doch war der Sturm für diesmal soweit besänftigt, daß eine Petition um Abschaffung des Apostolikums gar nicht produzirt wurde und infolge dessen auch die schon bereit gehaltene Gegenpetition in der Tasche blieb.

Auch Fritz hatte einige Punkte der Schlußrede wie Samenkörner in sich aufgenommen. Aber es war in ihm noch nicht der Boden vorhanden, in dem sie keimen konnten. Seine Stellung zur Theologie gestaltete sich immer unbefriedigender, seitdem er, gelegentlich zum Predigen aufgefordert, der Praxis es Pfarramtes näher trat. Es kam dahin, daß er sich anschickte, einen andern Beruf zu wählen — weil er nicht an jedem Sonntag durch den Gebrauch des Apostolikums zum Heuchler werden wollte.

7

Auf der Höhe von Spicheren tobt der Kampf. Dicht hinter der Fahne sehen wir Fritz mit Anspannung aller Kräfte hinanstürmen. Jetzt fällt der Fähndrich, und jener nimmt ihm das Banner aus der sinkenden Hand. Nur wie ein leises Wetterleuchten zuckt einmal durch seine Seele die Erinnerung an die Bilderstürmerei. Doch sie ist sofort erloschen. Hier ist er nur der preußische Soldat, der seiner Fahne folgt, treu bis in den Tod. Nicht lange, und er liegt selbst in seinem Blute am Boden. Aber die Fahne, von andrer Hand ebenso treu gehalten, hat bald den Gipfel erreicht. Der Adler — für den bloßen Menschenblick ein verfehltes und hier noch dazu zerfetztes Bild — für den Preußen das Sinnbild der Macht des geliebten Vaterlandes — dieser Adler hat den Sieg errungen.

Im Lazarett liegt Fritz, gepflegt von der Schwester Martha. An ihrem Händefalten in manchen Stunden der Angst, da das Leben zu erlöschen drohte, hat er wieder beten gelernt. Was sonst in seiner Seele vorging, entzieht sich menschlicher Darstellung. Wir können nur sagen, dem armen Fritz hatte früher eins gefehlt. Nie war ihm im nächsten Verkehr eine Menschenseele nahe getreten, in der das Feuer heilger Liebe zum Herrn so flammte, daß es auch in andern Herzen zündete. Wie Marthas Mutter ihren Hausgenossen zum Segen geworden war, so wurde sie selbst es hier dem, den sie lange, lange pflegte.

Wie Fritz sich weiter mit der Dogmatik abgefunden hat, kann ich nicht sagen. Daß er mechanisch seine Gedankenwelt wieder in die ihm fremd gewordnen Formen eingezwängt hat, glaube ich nicht. Das aber weiß ich, daß er mit Freuden die theologische Laufbahn verfolgte und jetzt als Pastor einer Landgemeinde in Segen wirkt. Er predigt wie Paulus den gekreuzigten Christus, göttliche Kraft und göttliche Weisheit, und überall klingt klar und deutlich hindurch: Buße und Gnade. Auch spricht er an jedem Sonntag ohne Vorbehaltsbemerkung das Apostolikum mit der Gemeinde. Wenn ihn alte Freunde darüber befragen, so antwortet er meistens: Als ich meines Königs Fahne bei Spicheren trug, habe ich gelernt meines himmlischen Königs Fahne seiner Gemeinde voranzutragen.

II

Goethes Urteile über den Katholizismus in seiner Italienischen Reise

Wie Jerusalem mit dem heiligen Lande, so ist auch Rom mit dem schönen Lande Italien von jeher für viele der Gegenstand ihrer Sehnsucht gewesen. Nicht bloß katholische Herzen verlangt es, die „heilige," die „ewige" Stadt zu schauen. Den heiligen Boden Roms betreten staunend und sinnend die Altertumsforscher so gut wie die Freunde der Welt- und Kirchengeschichte. Die reichen Kunstschätze Roms locken jeden, dem der Sinn für das künstlerisch Schöne nicht verloren gegangen ist. Das sonnige Italien mit seinem heitern Himmel hat es für immer dem deutschen Gemüt angethan.

Wie vielen auch die Sehnsucht, nach Rom pilgern zu dürfen, erfüllt ward, keiner hat mit einer solchen, für alles Schöne und Große glühenden Seele, mit einem solchen alles erfassenden nnd scharf beobachtenden Auge die Reise unternommen wie Goethe. Es war eine unwiderstehliche Sehnsucht, die ihn dahin zog. Das beweist Mignons Lied „Kennst du das Land," das Goethe vor der Reise dahin dichtete. Mignons leidenschaftliches Sehnen war Goethes eigenstes Gefühl; es hatte sich in ihm zu einer Krankheit, zu einem geistigen Heimweh gesteigert, das nur „der Anblick und die Gegenwart heilen konnten." Goethe selbst nennt die Wirkung seiner italienischen Reise in deren Beschreibung oft eine „Wiedergeburt." Wir wissen ja, von wie vielem er sich geistig, dichterisch zu reinigen hatte, mit wie vielem er auf dieser Reise innerlich fertig werden wollte und fertig wurde. Mag auch mancher die Italienische Reise etwas enttäuscht

aus der Hand legen und dann das Urteil Lewes' unbesehen nachsprechen, daß sie „weder den Reiz brieflicher Mitteilungen noch die solide Tüchtigkeit einer fleißigen Arbeit“ habe, so bleibt sie doch nach unsrer Ueberzeugung ein ebenso lebendiges wie liebenswürdiges Abbild der ganz einzigen Entwicklung und Ausbildung Goethes in dem Lande seiner Sehnsucht, wo er völlig „wiedergeboren“ werden sollte. Freilich darf man sie nicht als Reisebriefe betrachten, die den Leser über Italien unterrichten, ihm als Handbuch dienen wollen. Sie sollten ja nur ein Stück seines Lebensbildes geben, und zwar ein hochbedeutendes, das des Umschwungs seines ganzen Wesens zur Idealität. Die warme und frische, nicht schwungvolle, aber von innigem Gefühl durchwehte Sprache ist der reine Ausfluß der voll ergriffnen, in einem neuen ihr gemäßen Elemente atmenden Seele.

Ueber der ganzen Darstellung schwebt der Duft des in heiterm Sonnenglanze vor ihm liegenden Landes: aus ihr spricht das wonnige Gefühl, frei von jeder beengenden Fessel und von jedem Druck äußerer Verhältnisse alle diese wunderbaren Naturschönheiten, alle diese Kunstschätze sich aneignen zu dürfen. Ueberall hören wir den aus voller warmer Seele, mit frischer Anschaulichkeit und Ergriffenheit sprechenden, auf der Sonnenhöhe seines Lebens stehenden Dichter. Er giebt uns malerische Schilderungen des eben Geschauten.

Wir dürfen gewiß von vornherein erwarten, daß Goethe, der allem, was ihm begegnet, so klar und ruhig gegenübertritt, der so scharf beobachtet, auf dieser Reise durch katholische Lande, ja in das Heimatland des Katholizismus auch diesen in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen hat. Er war gewöhnt, seine Blicke auf Land und Volk, auf Sitten und Gebräuche, auf das Ganze zu richten. So ging er denn auch bei seiner Reise nach und durch Italien darauf aus, den Zustand des Landes aus dessen Lage und geschichtlicher Entwicklung zu erklären. Unsre Hoffnung, von ihm Urteile über den Katholizismus und seine Wirkungen, über den katholischen Kultus und dergleichen zu hören, wird nicht getäuscht. Noch auf deutschem Boden wird er veranlaßt, über ein ganz besondres Stück Katholizismus zu urteilen. Als er nach Regensburg gekommen ist, schreibt er:*)

„Ich verfügte mich gleich in das Jesuitenkollegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer als eine angehende Theatertruppe und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in abstracto denkt; es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch einige, die sich des Theaters mit Kenntnis und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.“ — (S. 6.) „Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Türme und Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Dekoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffne Steine in solcher Pracht und Reichtum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hie und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dies überhaupt der Genius des katholischen äußern Gottesdienstes; noch nie aber habe ich es mit soviel Verstand, Geschick und Konsequenz ausgeführt gesehen, als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht wie andre Ordensgeistliche eine alte abgestumpfte Andacht fortsetzten, sondern sie dem Geiste der Zeit zuliebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutzten.“ Den Grundsatz

*) Goethe, Italienische Reise, herausgegeben von Düntzer in Kürschners Deutscher National-Litteratur, Bd. 101, S. 5.

der „Akkommodation,“ wie er die Praxis der Jesuiten bisher auf allen Gebieten beherrscht hat, hat Goethe richtig erkannt und darauf ihre bedeutende Wirksamkeit wie hier, so noch an mancher andern Stelle zurückgeführt.

Je näher Goethe nach Rom kam, um so mehr erkannte er, wie weit die katholische Kirche von dem reinen Evangelium abgefallen sei. Je mehr seine innere, wahre Natur die Unwahrheit des katholischen Kultus erkannte, um so bitterer wurde auch sein Urteil über katholisches Wesen (S. 154—155): „Dem Mittelpunkte des Katholizismus sich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinne die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christentum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemütlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidentum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwicklungen gewesen und einen so wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr gerät, zum zweitenmale gekreuzigt zu werden. Jene Legende Venio iterum crucifigi sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.“ Kein Wunder, wenn er dann Rom, „dieses Babel, die Mutter so vieles Betrugs und Irrtums“ nennt. (Bd. 102, S. 80; Bd. 101, S. 325.) Mit scharfem Blick erkennt er die Ursachen der Verkümmerung des Landes und des Volkes. Wohl lobt er die frische Natürlichkeit und sprudelnde Lebhaftigkeit der Leute, aber die durch die herrschende mönchische Geistlichkeit verschuldete Verdummung erregt seinen ganzen Abscheu. Ueber den damaligen Kirchenstaat urteilt er: „Der Staat des Papstes scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.“ (Bd. 101, S. 141 f.) Und mit feiner Ironie bemerkt er über den Zustand des Volks, als er unter der Führung des „kleinen guten Weltgeistlichen“ durch die Gräber- und Trümmerstätten Girgentis wandert: „Manches unscheinbare Denkmal des Altertums ward oben hin angesehn. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zustand erzählte mir der gute Alte manches. Ich hörte von nichts, was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Gespräch schickte sich recht gut zu den unaufhaltsam verwitternden Trümmern.“ (Bd. 105, S. 350.)

Wenn so Goethes Abscheu über den zersetzenden Einfluß des Katholizismus auf das Volksganze zum Ausdruck kommt, so wird dieser aufs höchste gesteigert, wenn sein ästhetisches Empfinden dadurch verletzt ist. In der Sixtinischen Kapelle, bei der Kerzenweihe hat er nur den Gedanken: „Ich fand mich gleich sehr unbehaglich und zog mit den Freunden bald wieder hinaus, denn ich dachte: das sind ja die Kerzen, die seit dreihundert Jahren diese herrlichen Gemälde verdüstern, und das ist ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur umwölkt, sondern von Jahr zu Jahr mehr trübe macht und zuletzt gar in Finsternis versenkt.“ (S. 228.) Und im Anblick der gemalten und angebeteten Heiligenbilder schreibt er: „Heute fiel mir recht auf, wie doch eigentlich der Mensch das Unsinnige, wenn es ihm nur sinnlich vorgestellt werden kann, mit Freuden ergreift. Was die Mutter Gottes für eine schöne Erfindung ist, ergreift man nicht eher als mitten im Katholizismus.“ (S. 107.) „Betrachte ich in diesem Unmute die Geschichte [der Malerei], so möchte ich sagen: der Glaube hat die Künste wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen ist Herr über sie geworden und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.“ (S. 132. 133.)

Nicht besser ergeht es ihm, als er nun den Versuch macht, den Katholizismus in seinem Kultus im Gottesdienste kennen zu lernen. Aus den mancherlei Urteilen über „den Flitterputz des katholischen Gottesdienstes“ (S. 307) seien nur folgende drei hervorgehoben. „Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorspiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Fest der Allerheiligen, denn ich dachte: geschieht dem einzelnen Heiligen so viel Ehre, was wird da erst mit allen werden. Allein wie sehr betrog ich mich! Gestern am Tage aller Seelen gelang mirs besser. Das

Andenken dieses feiert der Papst in seiner Hauskapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tischbein auf den Monte Cavallo — die Funktion war angegangen, Papst und Kardinäle schon in der Kirche. Der heilige Vater, die schönste, würdigste Männergestalt, Kardinäle von verschiednem Alter und Bildung. Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldnen Mund aufthun und von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend uns in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe geberdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in seinem Jünglingsleben, gewiß nicht schweigend, gelehrt und gewirkt. Denn er sprach gern, geistreich und gut, wie wir aus den Evangelien wissen. Was würde er sagen, dachte ich, wenn er herein träte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und her wankend anträfe. (S. 160 f.) Gestern war Frohnleichnam. Ich bin nun ein für allemal für diese kirchlichen Zeremonien verdorben; alle diese Bemühungen, eine Lüge geltend zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. — Das Beste, ja das Einzige des ganzen Festes sind die Teppiche nach Raphaels Zeichnungen, deren Fürtrefflichkeit auszudenken keine Worte hinreichen." (Bd. 102, S. 35.) „Am ersten Christfeste sah ich den Papst und die ganze Klerisei in der Peterskirche, da er zum Teil vor dem Thron, zum Teil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig genug; ich bin aber im protestantischen Diogenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als giebt." (Bd. 101, S. 202.)

Es ist klar, daß Goethe oft genug Gelegenheit hatte, zu beobachten, welche wunderliche, hirnverbrannte Märchen den Katholiken über den Protestantismus von „der klugen Geistlichkeit" aufgetischt wurden, „welche alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte." (S. 143 f.) Von dem Berichteten sei nur das eine kurze Geschichtchen, weil typisch für alle die Entstellungen des Protestantismus in katholischer Darstellung, mitgeteilt. Ein katholischer Hauptmann, der mit Goethe eine Zeitlang reiste, sagte zu ihm: „Man versichert uns, daß Friedrich der Große, der so viel Siege selbst über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sei und vom Papst die Erlaubnis habe, es zu verheimlichen; denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Kapelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht bekennen darf; denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wütende Ketzer sind, auf der Stelle totschlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deswegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubnis gegeben, dafür er dann aber auch die allein seligmachende Religion im stillen so viel ausbreitet und begünstigt als möglich." (S. 145.) Ich weiß nicht, ob vielleicht auch schon in diesem Punkte die deutsche Geschichte von Janssen korrigirt worden ist.

Fragen wir uns nun, welche Wirkung hat die italienische Reise auf Goethes Stellung zum Katholizismus ausgeübt, so können wir sagen: er ist durch sie völlig vom Katholizismus abgestoßen worden. Goethes religiöse Ansichten haben ja oft ihre Richtung geändert. Bisweilen neigte er sich zu den strengsten Sekten, bisweilen verlor er sich tief in Skeptizismus. Fräulein von Klettenberg näherte ihn dem Glaubensbekenntnis der Brüdergemeinde, Lavaters Frömmigkeit hat er später mit Spott und Hohn überschüttet. In den verschiednen Zeiten seines langen Lebens äußerte er sich so verschieden, daß ein Pietist und ein Voltairianer ihn beide als den Ihrigen betrachten könnten, und beide mit demselben Schein von Recht. Er hat das Christentum gegen die Angriffe der Encyklopädisten immer verteidigt, aber wenn ihm bibelgläubige Christen ihren Glauben aufdrängen wollten, hat er sie schroff abgewiesen. Nur in seiner Abneigung gegen die katholische Kirche ist er derselbe geblieben. Ja die bewußte Heuchelei und sittliche Versunkenheit der Priester, die er in Italien fand, haben seine Achtung vor der Kirche geschwächt und zuweilen in eine höhnische Verachtung „gegen Priester und Pfaffen" überhaupt verwandelt. Die Beobachtungen, die er auf seiner italienischen Reise über den Katholizismus anstellen konnte, waren ganz dazu geeignet, auch seinen anfänglichen Enthusiasmus für den katholischen Kultus völlig zu vernichten. Seine Reise nach Rom ist ihm Anlaß geworden, sich tiefer in die protestantische Gedankenwelt hineinzuleben und von den Gedanken des Evangeliums durchdringen zu lassen. Bewundernd blickt er, selbst ein Genie, auf zu Luther und sagt von ihm in einem Gespräch mit Eckermann: „Luther war ein Genie sehr bedeutender Art. Er wirkte uns schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, da er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen." Und am 1. Juni 1817 schreibt er an Rochlitz: „Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern, und daß wir unsern Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige, was wir für recht, der Nation und dem Zeitalter ersprießlich halten, mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, öffentlich aussprechen." Und am Ende seines Lebens, elf Tage vor seinem Tode, konnte er in einem Gespräch mit Eckermann das schöne Bekenntnis ablegen: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind infolge unsrer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu erfassen. Wir haben wieder den Mut, mit festem Fuße auf Gottes Erde zu stehen und uns in unsrer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. — Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholischen folgen." Colditz

---

Bücher und Schriften

(August Kaysers Theologie des Alten Testaments) 2. Auflage, neu bearbeitet von Lic. Karl Marti, Pfarrer in Muttenz und Professor an der Universität Basel. Straßburg, Bull, 1894. 319 S. 4 Mk.

Kaysers Theologie des Alten Testaments, ein opus posthumum, schon in der ersten, von Professor Eduard Reuß besorgten Ausgabe ein bei Studenten beliebtes Kompendium der alttestamentlichen Religionsgeschichte, hat in Marti einen Bearbeiter gefunden, der sie auf die Höhe des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft gehoben hat. Ueber das Verhältnis zu Kayser spricht sich Marti selbst folgendermaßen aus: „Allerdings ... ist aus Kaysers Theologie des Alten Testaments sozusagen ein neues Buch geworden, das nicht nur keine Seite der ersten Auflage in völlig unveränderter Gestalt wiedergiebt, sondern auch eine neue Anordnung und namentlich in den mittleren Teilen manchen neuen Abschnitt aufweist. Immerhin ist aber aus der ersten Auflage alles das aufgenommen oder in die neue Darstellung verwoben worden, was sich irgendwie halten ließ." Die Anordnung ist klar und übersichtlich. Marti unterscheidet folgende Perioden: 1. Die vorjahwistische Stufe der Religion. 2. Der ursprüngliche Jahwismus. 3. Die Religion des in Kanaan ansässigen Volkes. 4. Die Religion der Propheten. 5. Die Religion des Nomismus. 6. Die Religion unter auswärtigen Einflüssen. Jedem dieser Abschnitte ist eine Uebersicht über die in die betreffende Periode gehörigen Teile des Alten Testaments oder über die sonstigen Quellen vorausgeschickt. Daß es bei der Neubearbeitung, wie Marti selbst erwähnt, nicht ganz ohne Wiederholungen abgegangen ist, thut dem Werte des Buches keinen Eintrag, sondern ist für die, die erst in den Stoff eingeführt werden wollen, eher eine Hilfe und ein Vorteil. Besonders dankenswert ist die gesonderte Behandlung der vorjahwistischen Stufe der Religion, die als Polydämonismus bezeichnet ist, sowie der Ueberblick über die Entwicklung seit etwa 200 bis zum Zerfall des jüdischen Staatswesens. — Es ist zu hoffen, daß auch dieses Buch dazu dienen wird, manchen, der der neuern alttestamentlichen Forschung bisher skeptisch gegenüber stand, von seinen Vorurteilen zu befreien. Ist es destruktive Kritik, wenn es z. B. in dem Abschnitte, der von Moses Bedeutung für die Religion Israels handelt, heißt: „Der Jahwismus ist nicht ein Erzeugnis menschlicher Ueberlegung, sondern göttlicher Offenbarung, und Mose hat den Antrieb zu seinem Werke von Gott erhalten" (S. 54)? Es ist eine Unwahrheit, wenn man der modernen Kritik vorwirft, sie rationalisire die Geschichte Israels und lasse eine Würdigung des göttlichen Faktors vermissen. Wie lichtvoll ist das, was Marti über die

Propheten und ihre Lehre ausführt! Wie trefflich versteht er es, in aller Kürze die charakteristischen Eigentümlichkeiten eines jeden klar herauszuheben! So kurz die Psalmen behandelt sind, ihrer Gedankenfülle und Schönheit widerfährt doch volle Gerechtigkeit. Martis Werk ist wieder ein Beweis dafür, daß die neuere Wissenschaft nicht bloß kritisirt, sondern auch wirklich in das Alte Testament hineinführt, daß wir durch die historische Auffassung des Alten Testaments nicht verlieren, sondern nur gewinnen. — An einzelnen Stellen hat man allerdings Ursache, dem Verfasser zu widersprechen, insbesondre da, wo er seine besondre kirchliche Stellung durchblicken läßt und sie durch die Ergebnisse seiner Darstellung zu stützen sucht (z. B. S. 260); auch ist es doch mehr als fraglich, ob man geradezu sagen darf, das Ideal der Propheten sei ein kultloser Gottesdienst (S. 157). Indes dieses und ähnliches vermag die Freude an dem Werke und die Dankbarkeit für das Gebotne in keiner Weise zu trüben. Das Buch muß auf das wärmste empfohlen werden; zumal für praktische Geistliche, die sich ohne viel Aufwand an Zeit über den gegenwärtigen Stand der alttestamentlichen Arbeit orientiren möchten, eignet es sich wie kaum ein andres. Da es überdies leicht und fließend geschrieben ist, so ist seine Lektüre auch ein Genuß. Seine Benutzung ist durch sorgfältige Register außerordentlich erleichtert.

Doerne

(Bemerkungen über Wissen und Glauben) Eine gute Streitschrift zu lesen, bringt jederzeit Förderung und Genuß. Aber sie muß wirklich gut sein, d. h. nicht bloß geistvoll und lebendig, sondern vor allem auch sachlich, gerecht, klar, praktisch, auf das Gute gerichtet. Alle diese Vorzüge besitzt das herrliche Schriftchen des Offenbacher Arztes Dr. med. Rudolf Bachfeld (Darmstadt, Joh. Waitz, 1894. 40 Pfge.), das unter dem Titel „Bemerkungen über Wissen und Glauben" eine treffliche Abhandlung über dies alte und doch heutzutage vor allem zeitgemäße Thema enthält. Daß es sich an einen konkreten Anlaß anschließt und eine Kritik der Grundgedanken und Unterscheidungslehren der freireligiösen Gemeinden bietet, macht die Erörterungen nur klarer, praktischer und allgemeinverständlicher. Es ist eine wahre Freude, mit scharfem Denken frischen, freudigen Glaubensmut und freies, unbefangnes, gesundes und praktisches Urteil so innig verbunden zu sehen. Ich wüßte kaum eine kurze Schrift, die so geeignet wäre, unsre Gebildeten über ihre Unklarheit und Gleichgiltigkeit auf religiösem Gebiet aufzuklären und sicher emporzuheben, wie diese. Was unser Publikum nötig hat, sagt ihm hier ein Arzt, der vielleicht unbefangner Gehör und Zustimmung findet als ein Theologe.*)

W B

(Zur Jubelfeier der Universität Halle) von Waldemar Kawerau. Halle a. S., Eugen Strien, 1894. 75 Pfge. Vielen, die das herrliche Fest mitfeiern durften, aber auch solchen, denen es versagt war, wird diese frisch geschriebne Darstellung der Hallischen Tage willkommen sein. Jenen wird es helfen, die Erinnerung festzuhalten, diesen giebt es ein anschauliches Bild dessen, was sie gern mit eignen Augen gesehen hätten.

E Tn

(Noch ein Gustav-Adolf-Festspiel) Zu den in Nr. 38 aufgeführten Gustav-Adolf-Festspielen tritt auch das von J. J. Weigel verfaßte: Gustav Adolf. Ein Festspiel für Arbeiter- und Handwerkervereine. Rothenburg o. T., im Verlag des Evangelischen Handwerkervereins. In Kommission der Trenkleschen Buchhandlung. 40 Pfge.

In sechs Bildern wird der Kampf- und Kriegszug Gustav Adolfs dargestellt. Ein Ehrenhold verbindet die einzelnen Episoden. Die Zuschauer beteiligen sich durch den Gesang eingelegter Liederverse. Das Ganze ist für die einfachsten Verhältnisse berechnet und stellt an die Mitwirkenden nicht zu hohe Anforderungen. Dabei wird aber die Aufführung des Festspiels seinen Eindruck nicht verfehlen und vor allem in den Kreisen, für die es bestimmt ist, neue Liebe zu dem großen König erwecken.

Bch

Quittung

Für das evangelische Hospiz in Rom: 30 Mk. von F L, Halle; 6 Mk. von K, Gießen; 5 Mk. von H W, Frankfurt a. M.; je 2 Mk. von K, Nauheim und G St, Straßburg; 100 Mk. von E H, Plagwitz-Leipzig; 4 Mk. von M S, Leipzig. Herzlichen Dank! D H

*) Das Büchlein ist schon einmal empfohlen in Nr. 27, aber das thut nichts. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 43 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. Mosche, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Meine Verlobung mit Fräulein **Toni Busch**, jüngsten Tochter des Apothekers Herrn Karl Busch und seiner Frau Gemahlin Antonie, geb. Palme zu Bleckeda a. d. Elbe, beehre ich mich den Freunden ergebenst anzuzeigen.

Bleckeda a. d. Elbe, im Oktober 1894

Max Schneider,
Predigtamtskandidat.

Bei Neueinrichtungen und Ergänzungen von

Jugend- und Volksbibliotheken

verlange man von
C. Bertelsmann in Gütersloh
gratis und franko:
Verzeichnis der Jugend- und Volksschriften von F. Hoffmann, O. Höcker, F. Schmidt, Gustav Nieritz u. a.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Die von Oktober ab im II. Jahrg. bei **Fr. Frommann in Stuttgart** erscheinende Halbmonatschrift

Die Wahrheit,

herausgegeben
von
Chr. Schrempf,

monatlich 2 Hefte 8°, vierteljährlich 1,60 Mk.

bringt in den ersten Heften u. a. die folg. Beiträge: Jesus Christus; Der freiwillige Tod; Tolstois Bekehrung; Das Sittlichkeitsideal der Reformationszeit; Schleiermacher; Heimlichkeit im öffentlichen Leben; Sozialpolitische Quacksalberei; Die Wahrheit in der Kunst; Ueber Sudermanns Entwicklungsgang.

Abonnements bei Buchhändlern und Postanstalten. Probehefte unberechnet und postfrei vom Verleger.

Pianinos von 350 bis 1500 M
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Soeben sind in unserm Verlage erschienen und werden **portofrei** gesandt:

Liturgische Bibelandachten

Bibl. Lebensbilder und bibl. Bücher im Rahmen liturg. Gottesdienste

dargeboten von
J. Böhmer,
Pastor

Umfang 116 S. Quartformat
Preis 2,50 Mk.

Direkt oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Schriftenniederlage des evangelischen Vereinshauses. Adresse: Buchhändler A. Haarth, Coethen (Anh.).

Kürzlich erschien:

Hering, Prof. D., Die Volkstümlichkeit d. Predigt. 1 Mk.
Hypke, A., Pastor, **Von Moses bis Maleachi.** Ein Jahrgang Predigten über alttestamentliche Texte. 4 Mk. 60 Pf. in Leinwand gebund. 5 Mk. 60 Pf.
Herbig, K., Pastor, **Wie gewinnt der Geistliche eine segensreiche Stellung inmitten seiner Gemeinde.** 1 Mk.
Rothstein, Prof. D., **Das Hohe Lied.** Ein Vortrag, nebst einer mit Anmerkungen versehenen Uebersetzung des Hohen Liedes. 1 Mk. 20 Pf.
Schubert, Th., Pastor, **Grundlinien des Konfirmandenunterrichts** nach Dr. Martin Luthers kleinen Katechismus. 60 Pf.
Windschild, K., Pastor, **Gott, Erlösung, Unsterblichkeit** vor dem Forum d. Verstandes. 1 Mk. 20 Pf.

R. Mühlmanns Verlag (Max Große), Halle a. S., Schulstr. 10.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kürzlich sind erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 14 und 15.

Nr. 14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis broschirt 40 Pfge.

Nr. 15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedr. Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis broschirt 40 Pfge.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 43: Die Revolutionen und die Herrschenden — Verkehrswert und Ertragswert — Deutschostafrika in hellerm Licht — Zur Reform des höhern Mädchenschulwesens in Preußen — Der Winkelschank. Von Wilhelm Bode — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Mitten im Umsturz — Schwarzes Bret

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig